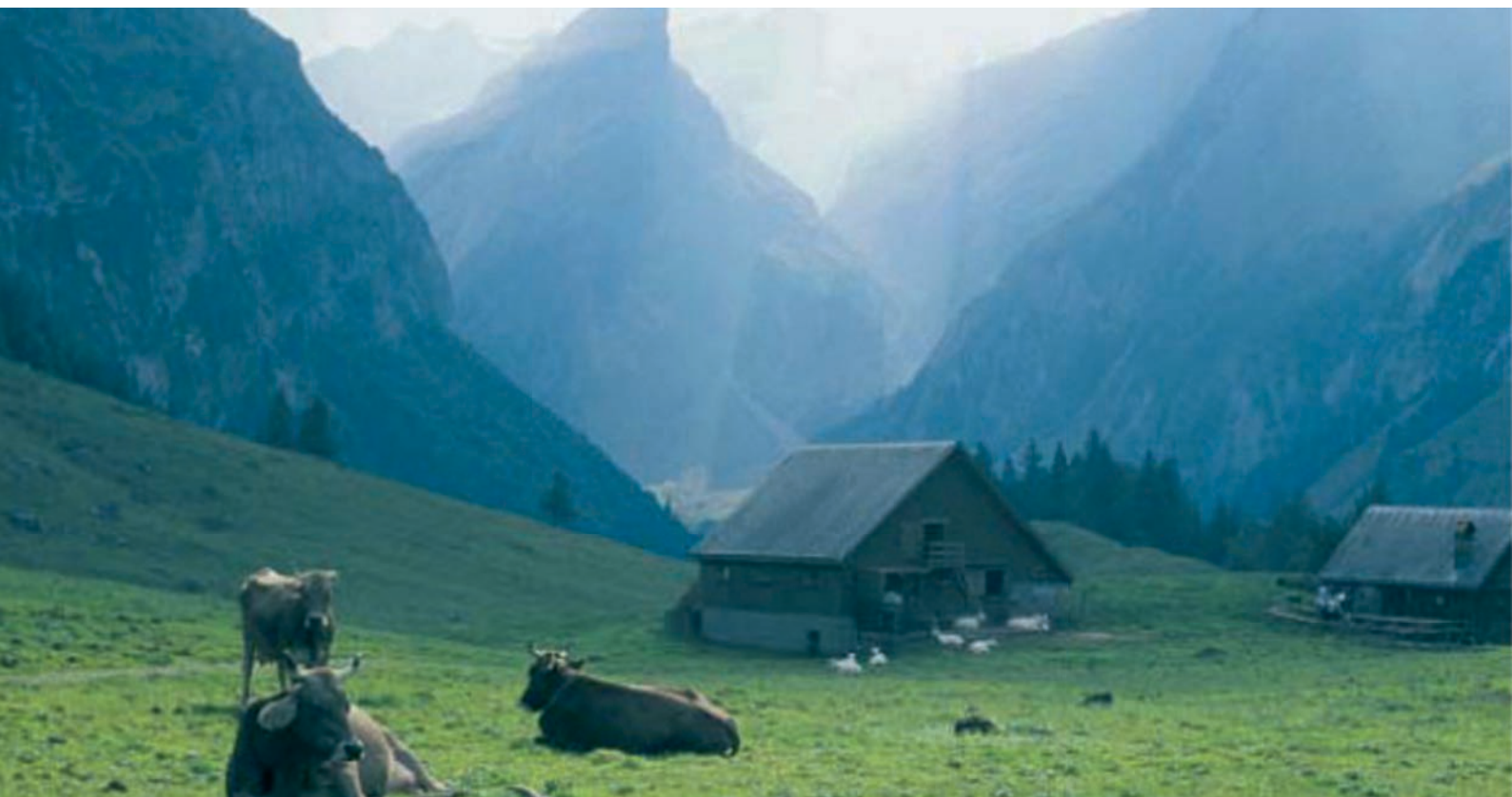


Diplomarbeit der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern

“Markt und Ökologie - das ist der Weg”

Zukunftsvorstellungen von Schweizer Biobäuerinnen und -bauern
in einer Zeit des agrarpolitischen Wandels

vorgelegt von Franziska Grossenbacher
Februar 2009



Leiter und Leiterin der Arbeit: PD Dr. Stephan Rist und Dr. Astrid Wallner
Centre for Development and Environment (CDE) Geographisches Institut der Universität Bern

Titelbild

Quelle: Bundesamt für Landwirtschaft (2004: 4)

Die Forschung für vorliegende Arbeit wurde im Rahmen des National Centre for Competence in Research (NCCR) North-South durchgeführt.

Kontakt

Franziska Grossenbacher: fragroba@gmx.ch

Diplomarbeit der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät

„Markt und Ökologie - das ist der Weg“

Zukunftsvorstellungen von Schweizer Biobäuerinnen und -bauern in einer
Zeit des agrarpolitischen Wandels.

vorgelegt von Franziska Grossenbacher

Februar 2009

Leiter und Leiterin der Arbeit:
PD Dr. Stephan Rist und Dr. Astrid Wallner

Centre for Development and Environment (CDE)
Geographisches Institut der Universität Bern

Vorwort

Viele Menschen haben auf ihre Weise zum Gelingen meiner Diplomarbeit einen wertvollen Beitrag geleistet:

Allen voran die Bäuerinnen und Bauern, die alle auf Anhieb einwilligten, mir Rede und Antwort zu stehen und sich in einer arbeitsintensiven Saison - die Gespräche wurden vorwiegend in den Sommermonaten durchgeführt - Zeit für mich nahmen. Es hat mich äusserst berührt, dass sie oft auch sehr Persönliches Preis gaben und mich als Studentin so herzlich und unkompliziert empfangen.

Bei der Suche nach geeigneten Gesprächspartnern waren mir Natalie Delannoy und Res Bärtschi von Bio Suisse behilflich.

Astrid Wallner und Stephan Rist begleiteten mich in einem sehr sympathischen Betreuungsverhältnis durch diese Arbeit.

Um bei der objektiv hermeneutischen Auswertung möglichst viele Lesarten zu bilden, wurden alle Interviews anfänglich in einer Gruppe ausgewertet. Die Unterstützung durch Markus Studer, Gaudenz Steinlin und Philipp Ackermann bereicherte meine Fallanalysen. Philipp nahm sich zudem mitten im Weihnachtsrummel Zeit, die Fallanalysen in einem fortgeschrittenen Stadium noch einmal kritisch zu begutachten.

Eva Rapp und Jann Frey haben den vorliegenden Text gelesen, redigiert, kommentiert und geprüft, ob meine Ausführungen auch wirklich verständlich sind.

Lorenz Ruth, Natalie Schäfer, Sylvia Lörcher und Judith Gasser halfen mir beim Bewältigen der zahlreichen administrativen Hürden, die ein Studienabschluss mit sich bringt. Die gemütlichen Kaffeerunden und anregenden Mittagsgespräche hielten mich immer wieder auf Kurs, munterten mich auf und gaben mir das beruhigende Gefühl, nicht alleine im Boot zu sitzen.

Gaudenz, der immer für mich da war - bei technischen und soziologischen Problemen - und mich motivierte, wenn ich völlig entmutigt und entkräftet nicht mehr weiter wusste oder eigentlich viel lieber die prächtigen Wintertage genossen hätte.

Und schliesslich meine Eltern, die mich auf meiner bisherigen Laufbahn gewaltig unterstützt und mir mein Studium ermöglicht haben, mir immer wieder das Gefühl gaben, ich sei auf dem richtigen Weg und stets eine Türe für mich offen hielten.

Bei ihnen allen bedanke ich mich ganz herzlich für die Unterstützung!

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Problemstellung	1
1.2	Zielsetzung und Fragestellung	6
1.3	Aufbau der Arbeit	7
2	Grundlagen	9
2.1	Schweizer Landwirtschaft im Wandel	9
2.1.1	Die Geschichte der Schweizer Agrarpolitik	11
2.1.2	Der Paradigmenwechsel	16
2.2	Der biologische Landbau in der Schweiz	17
2.2.1	Entstehung und Entwicklung	18
2.2.2	Struktur der Biolandwirtschaft in der Schweiz	21
2.2.3	Anforderungen an Biobetriebe	22
2.3	Das bäuerliche Denken über die Zukunft	24
2.3.1	Genetisches Erklärungsmodell	24
2.3.2	Soziokulturelle Hintergründe	27
2.3.3	Ergebnisse einer empirischen Untersuchung	34
3	Methodik	39
3.1	Fallauswahl	40
3.2	Protokollierung	40
3.3	Fallrekonstruktion	41
3.4	Generalisierung der Ergebnisse	43
4	Kontrastierende Fallanalysen	45
4.1	Rosa Kohli	46
4.1.1	Objektive Daten	46
4.1.2	Rosa, die entschlossene Biopionierin?	47
4.1.3	Einstiegssequenz	49
4.1.4	Analyse weiterer Sequenzen	52
4.1.5	Fazit	61
4.2	Sabina und Andri Caduff	62
4.2.1	Objektive Daten	62

4.2.2	Das Lebensprojekt „biologisch-dynamischer Bauernhof“?	63
4.2.3	Eingangssequenz	64
4.2.4	Analyse weiterer Sequenzen	68
4.2.5	Fazit	78
4.3	Ernst Wüthrich	79
4.3.1	Objektive Daten	79
4.3.2	Ernst, der offensive Biounternehmer?	80
4.3.3	Eingangssequenz	81
4.3.4	Analyse weiterer Sequenzen	84
4.3.5	Fazit	93
4.4	Res Flückiger	95
4.4.1	Objektive Daten	95
4.4.2	Res, der gescheiterte Biobauer?	97
4.4.3	Einstiegssequenz	98
4.4.4	Analyse weiterer Sequenzen	102
4.4.5	Fazit	111
5	Synthese	113
5.1	Kontrastierung der Fälle	115
5.1.1	Rückzug aus der Moderne versus bäuerliches Unternehmertum:	115
5.1.2	Die erfolgreiche Pionierin versus den gescheiterten Biobauer:	116
5.2	Das biobäuerliche Denken über die Zukunft	118
5.3	Umgestaltungen des bäuerlichen Arbeitsethos	120
5.4	Fazit	120
5.5	Ausblick	121

Abbildungsverzeichnis

2.1	Entwicklung der Anzahl Landwirtschaftsbetriebe und der mittleren Grösse der landwirtschaftlichen Nutzfläche pro Betrieb seit 1905. . .	10
2.2	Landwirtschaftliche Nutzfläche der Schweiz im Vergleich mit anderen EU Staaten.	12
2.3	Landwirtschaftliche Betriebe in der Schweiz nach Produktionsrichtung.	13
2.4	Bodennutzung in der Schweiz.	14
2.5	Subventionierung der Landwirtschaftsbetrieb im europäischen Vergleich.	14
2.6	Anteil der biol. bewirtschafteten landwirtschaftlichen Nutzfläche im europäischen Vergleich.	18
2.7	Entwicklung der Anzahl Biobetriebe und der biologisch bewirtschafteten landwirtschaftlichen Nutzfläche in der Schweiz seit 1995. . . .	21
2.8	Räumliche Entwicklung und Verteilung der Biobetriebe in der Schweiz.	23

Tabellenverzeichnis

2.1	Entwicklung der Anzahl Betriebe nach Grössenklassen und Regionen.	11
2.2	Vergleich der Anforderungen im Biolandbau.	25
2.3	Einflussfaktoren auf den Entscheid, biologisch zu wirtschaften. . . .	29
5.1	Zusammenfassung der Ergebnisse aus den Einzelfallanalysen.	114

Abkürzungsverzeichnis

Bio Suisse	Nationaler Anbauverband der Schweizer Biobauern
BfS	Bundesamt für Statistik
BLW	Bundesamt für Landwirtschaft
CHF	Schweizer Franken
DZ	Direktzahlungen
EU	Europäische Union
FIBL	Forschungsinstitut für biologischen Landbau
GATT	General Agreement on Tariffs and Trade
GVE	Grossvieh-Einheit
GVO	Gentechnisch veränderte Organismen
ha	Hektare
WTO	World Trade Organization (Welthandelsorganisation)

Zusammenfassung

Der grosse agrarpolitische Umbruch in den Neunzigerjahren - der Wechsel von der Subventionierung landwirtschaftlicher Erzeugnisse zur Entgeltung der gemeinwirtschaftlichen Leistungen der Landwirtschaft mittels des Instrument der Direktzahlungen - löste in der bäuerlichen Bevölkerung der Schweiz immense Zukunftsängste und existenzielle Verunsicherung aus. Es handelt sich dabei nicht nur um einen Reflex auf die unsicher gewordene wirtschaftliche Zukunft der Bauernbetriebe. Die neuen gesellschaftspolitischen Erwartungen an die Landwirtschaft haben einige Grundfesten bäuerlicher Identität fundamental ins Wanken gebracht. Diese Destabilisierung bäuerlicher Identitäten wurde im Rahmen von verschiedenen Forschungsprojekten untersucht und bildet den Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit. Es soll geprüft werden, ob diese Diagnose der durch die Veränderung der agrarpolitischen Rahmenbedingungen ausgelösten Identitätskrise auch auf die Biobäuerinnen und Biobauern in der Schweiz zutrifft oder ob bei ihnen neue Handlungs- und Identitätsentwürfe feststellbar sind.

Im Zentrum der Arbeit, die auf der Mikroebene der biobäuerlichen Haushalte angesiedelt ist, stehen die Zukunftsvorstellungen von Biobäuerinnen und Biobauern in der Schweiz.

Den theoretischen Rahmen bildet das von Honegger et al. (2002) vorgeschlagene genetische Erklärungsmodell von Zukunftsvorstellungen, welches das individuelle Denken über die Zukunft primär durch das Herkunftsmilieu und den Habitus, das berufliche Handlungsfeld sowie dominante Denk- und Deutungsmuster beeinflusst sieht. Zur Rekonstruktion der Zukunftsvorstellungen von Biobäuerinnen und -bauern in der Schweiz wird daher nach deren Motiv für die biologische Landwirtschaft, ihrem Herkunftsmilieu und Werdegang, dem beruflichen Selbstverständnis, das an eine spezifische Arbeits- und Berufsethik gebunden ist, sowie den Denk- und Deutungstraditionen, in die sich ihre Positionierungen einbetten lassen, gefragt.

Zum besseren Verständnis des empirischen Teils wird vorgängig das nötige Kontextwissen erarbeitet. Dabei wird ein kurzer Blick auf die Geschichte der Schweizer Landwirtschaft im 20. Jahrhundert geworfen und die eidgenössische Agrarpolitik, einschliesslich des Paradigmenwechsel in den Neunzigerjahren, erklärt. Ebenso betrachtet werden die Entstehung und Entwicklung sowie die aktuellen Strukturen des biologischen Landbaus in der Schweiz.

Der empirische Teil der Arbeit beruht auf vier vollständig transkribierten offenen Interviews mit Biobäuerinnen und -bauern aus unterschiedlichen Kontexten, die einer objektiv hermeneutischen Sequenzanalyse unterzogen wurden. Ausge-

wählt wurde eine Biopionierin aus der Umgebung von Bern, eine bio-dynamisch wirtschaftende Bergbauernfamilie, ein unternehmerischer Demeter-Bauer aus der Umgebung von Bern und ein Milchbauer aus dem Emmental, der den Betrieb 1996 umstellte und nun seit zwei Jahren wieder konventionell wirtschaftet.

In den vier untersuchten Fällen manifestieren sich eine Vielfalt von Motiven zur Umstellung auf den biologischen Landbau, von Arbeitsethiken und Orientierungen an Deutungsmustern. Es sind diese Dispositionen der Biobäuerinnen und -bauern, die neben der materiellen Gegebenheiten - wie beispielsweise der Lage des Hofes oder der gewählten Anbaumethode - einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der Betriebe haben. Ob die Biobäuerinnen und -bauern positive Zukunftsbilder zeichnen, hängt davon ab, inwiefern ihnen ein Arrangement mit den aktuellen agrarpolitischen Rahmenbedingungen, insbesondere den Forderungen nach einer Ökologisierung der Landwirtschaft und einer Ausrichtung der Produktion auf den Markt, gelingt. Zwei meiner analysierten Fällen befinden sich auf diesem Weg des Marktes und der Ökologie. Sie weisen beide einen reflexiven Umgang mit Traditionalität auf, was die Herausbildung eines unternehmerischeren Habitus begünstigt und sie die ökonomische Logik der Ökologisierung - wonach die Bauern nicht nur Produzenten von Nahrungsmitteln, sondern auch von gemeinwirtschaftlichen Leistungen wie beispielsweise der Landschaftspflege sind - durchschauen lässt. Die beiden anderen Fälle bringen ihr Selbstverständnis nicht in Einklang mit den agrarpolitischen Rahmenbedingungen, was sie wenig zuversichtlich in die Zukunft blicken lässt.

1 Einleitung

1.1 Problemstellung

„Unser Volk kann seine Landwirtschaft so haben, wie es sie will.“

„Die Landwirtschaft ist wie weiches Wachs, das Volk und Behörden nach Gutfinden formen können“ (Laur 1915: 8, zit. in: Moser 1994b: 32).

Dass keine andere Bevölkerungsschicht so direkt abhängig ist vom Staat wie die Bauernschaft, hat 1915 bereits Ernst Laur, der erste Präsident des Schweizerischen Bauernverbands, erkannt. 80 Jahre später zitiert der Historiker Peter Moser Laurs Worte im Epilog seines Standardwerks zur Schweizer Agrargeschichte und zeigt damit deren Aktualität auf. Laur beschreibt mit diesen Aussagen nicht nur ein grundlegendes Merkmal praktisch aller modernen Gesellschaften - die Abhängigkeit des Agrarsektors von den staatlich-gesellschaftlichen Wertvorstellungen - sondern tönt auch das Gestaltungspotential an, das in der Agrarentwicklung vorhanden war und das er selber als Präsident des Bauernverbands benutzt hat, um seine Entwicklungsvorstellungen in die Tat umzusetzen (Moser 1994b: 393). Während der Primärsektor seinen historischen Stellenwert verloren hat - waren vor 150 Jahren noch rund zwei Drittel aller Beschäftigten in der Landwirtschaft tätig, sind es heute nur noch 4% - nahm die Bedeutung der Agrarpolitik im 20. Jahrhundert gleichermassen zu. Je weniger Bäuerinnen und Bauern es in der Schweiz gibt, desto strittiger scheint ihre gesellschaftspolitische Rolle zu werden. Welchen Wandel die gesellschaftspolitische Rolle der Bauern in der Schweiz im letzten Jahrhundert erfahren hat, wird von Moser (1994b: 11) wie folgt beschrieben:

„Die Bauern, lange Zeit zu Musterknaben der schweizerischen Gesellschaft verklärt, werden heute von weiten Teilen der Öffentlichkeit als Problemkinder der Geschichte wahrgenommen. Aus dem Rückgrat der Nation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind sie in der Nachkriegszeit für viele Bremsklötze des wirtschaftlichen Fortschritts geworden, die zudem immer mehr auch als aussenpolitische Hypothek empfunden werden. Gleichzeitig stiegen die ökologischen Erwartungen der Gesellschaft an die Landwirtschaft. Je grösser das ökologische Defizit im Arbeits- und Wohnbereich der modernen Menschen wird, desto mehr verlangen sie, dass zumindest die Landwirtschaft „naturnah“ funktioniert.“

„Musterknaben der schweizerischen Gesellschaft“ sind die Bauern insofern, als dass

1 Einleitung

ihnen bei der Typisierung von aussen wie auch im nationalen Selbstbild der Schweiz eine Schlüsselstellung zukommt. Es scheint, als bleibe der Bauernmythos an der Schweiz haften, egal welcher Stellenwert der Landwirtschaft tatsächlich zukommt. Obschon nur noch knapp 4% der Beschäftigten im Agrarsektor tätig sind, sind viele Schweizer im Geiste Bauern geblieben, oder wie es der Journalist Engeler (1994: 40) ausdrückt: „Hirte, Held und Heimatschützer - der Schweizer bleibt in seinem Herzen, was er nie war: ein Bauer aus dem Bilderbuch.“ Der historische Ursprung des Bauernmythos kann auf die Jahrhundertwende zurück datiert werden, als die bäuerliche Kultur auf das von der Industrialisierung verunsicherte Bürgertum eine besondere Anziehungskraft ausübte. Als Abgrenzung zum „roten Feind“ entstand eine politisch-kulturelle Koalition zwischen dem Bauern- und Bürgertum (Moser 1994b: 61ff.). Quasi zur offiziellen Kulturpolitik erklärt wurden die historischen Mythen und die eigene Geschichte der Schweiz im Zuge der Geistigen Landesverteidigung von 1930 bis 1960. Im Gegensatz zu der „Verbürgerlichung“ der Bauern, die um die Jahrhundertwende stattfand, wurde nun eine „Verbäuerlichung“ der nichtbäuerlichen Lebensweisen angestrebt: „Dabei wurde die bäuerliche Kultur - oder das, was darunter verstanden wurde - zur schweizerischen Kultur schlechthin deklariert“ (Moser 1994b: 168).

Zum „Rückgrat der Nation“ avancierten die Schweizer Bauern während des Ersten und Zweiten Weltkrieges, als der Landwirtschaft die Schlüsselfunktion der Versorgung der Bevölkerung zukam. Der Gedanke, dass die Schweiz in ihrer Nahrungsmittelversorgung autark bleiben müsse und der Primärsektor deshalb eines staatlichen Schutzes bedürfe, blieb auch nach dem Zweiten Weltkrieg mehrheitsfähig. Der Staat gewährte den Bauern in der Folge eine Sicherheit, da er von der Notwendigkeit der Bauernschaft zur Sicherung der Landesversorgung überzeugt war. Die Bauern bearbeiteten die heimische Scholle, ohne sich um den Absatz ihrer Erzeugnisse kümmern zu müssen - sie hatten sich bloss an die vom Staat diktierten Spielregeln zu halten.

Diese eidgenössische Landwirtschaftspolitik der Nachkriegszeit war verantwortlich dafür, dass die Bauern allmählich als „Problemkinder der Geschichte“ und „Bremsklötze des wirtschaftlichen Fortschritts“ wahrgenommen wurden. Das System nährte die Bürokratie, strapazierte den Staatshaushalt und motivierte die Bauern zu einer immer intensiveren Bodenbewirtschaftung, was zu gravierenden Umweltproblemen führte. Im Zuge der GATT- bzw. WTO-Verhandlungen wurden die Bauern für die Schweiz schliesslich zur „ausserpolitischen Hypothek“: Die Schweizer Landwirtschaftspolitik war gezwungen, sich dem Primat des Freihandels anzupassen und Schritte in Richtung Öffnung der Grenzen und Subventionsabbau einzuleiten.

Ausgehend von den gesellschaftlichen Akzeptanzproblemen der Subventionierung

und den globalökonomischen Umbrüchen leitete der Siebte Landwirtschaftsbericht des Bundes 1992 einen Paradigmenwechsel in der Agrarpolitik ein; die Rolle und die Aufgaben der Schweizer Landwirtschaft wurden neu evaluiert, was dazu führte, dass letztere ihre primäre Funktion der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln verlor und neu für den Unterhalt des ländlichen Gebietes, die Schönheit der Landwirtschaft und die Aufrechterhaltung der Biodiversität verantwortlich gemacht wurde. Verankert ist die neue Landwirtschaftspolitik im Agrargesetz, das 1996 in Kraft getreten ist. In eleganter Weise ist es der Schweiz gelungen, die staatliche Unterstützung, ohne die, die Schweizer Landwirtschaft nicht überlebensfähig wäre, so umzugestalten, dass sie den Prinzipien der WTO nicht widerspricht: Anstelle der produktionsabhängigen Subventionen traten Direktzahlungen, welche die Bauern für ihre multifunktionalen, gemeinnützigen und auf dem Markt nicht handelbaren Leistungen - wie beispielsweise den Gewässerschutz und die Landschaftspflege - entschädigen. Die Neuausrichtung der Agrarpolitik lässt sich zusammenfassend mit den Schlagworten „Markt“ und „Ökologisierung“ umschreiben. Die Direktzahlungen sind zum einen an einen ökologischen Leistungsnachweis gebunden. Zum anderen hat sich der Handlungsspielraum für bäuerliches Unternehmertum vergrössert: Mit dem Entfallen der staatlichen Preis- und Abnahmegarantien sind die Bauern aufgefordert, ihre Güter selber zu vermarkten bzw. ihre Produktion auf eine Marktnachfrage auszurichten. Die Bauern indes als freie Unternehmer darzustellen, wäre ein Trugschluss. Auch wenn sich ihr Handlungsspielraum vergrössert hat, sind sie de facto Staatsangestellte.

Nach dem grossen Umbruch in den Neunzigerjahren ist das Ende der agrarpolitischen Reform in der Schweiz noch nicht erreicht. Mit der Agrarpolitik 2011 (AP 2011), welche die Rahmenbedingungen für die Weiterentwicklung der Schweizer Landwirtschaft von 2008 bis 2011 definiert, wird eine weitere Reduktion der zur Preisstützung eingesetzten Mittel und deren Umlagerung in produktionsunabhängige Direktzahlungen angestrebt. Die Weiterentwicklung der Agrarpolitik bleibt umstritten. Während sich der Schweizerische Bauernverband vehement gegen jegliche Kürzung der Mittel wehrt, die für die Landwirtschaft aufgewendet werden, kritisiert Bio Suisse die Bevorzugung der Grossbetriebe und fürchtet, dass mit der AP 2011 die ökologischen Leistungen der Landwirtschaft geschwächt werden. Belebt wurde der agrarpolitische Diskurs insbesondere durch das 2006 erschienene und vom Think Tank „Avenir Suisse“ herausgegebene Buch „Der befreite Bauer“ (Rentsch 2006).¹ Im Zentrum der Kritik von Rentsch (2006) steht die Mystifizierung der Schweizer Landwirtschaft als Ausgangspunkt und Basislegitimation des

¹Avenir Suisse ist ein 1999 ins Leben gerufener Think Tank, der sich mit der gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Entwicklung der Schweiz auseinandersetzt. Avenir Suisse vertritt eine marktwirtschaftliche Position und orientiert sich an einem liberalen Welt- und Gesellschaftsbild (siehe: www.avenir-suisse.ch, (Stand 05/01/2009)).

1 Einleitung

Agrarschutzes. Dies führe dazu, dass die Landwirtschaft in der Schweiz nicht wie jede andere Wirtschaftsbranche, sondern als etwas ganz Besonderes behandelt werde. Der latente Zielkonflikt zwischen Erhalt und Wandel der Landwirtschaft werde mit der AP 2011 nicht geklärt. Faktisch sei die vorgeschlagene agrarpolitische Entwicklung eine Fortschreibung des Vergangenen, die an der Konzeption einer nur mit staatlicher Unterstützung überlebenschfähigen Landwirtschaft verhafte. Die Stossrichtung, für die Rentsch (2006) plädieren, ist die Aufgabe der Universallandwirtschaft zu Gunsten einer Spezialisierung und eine Befreiung der landwirtschaftlichen Tätigkeit von staatlichen Regulierungen und Einschränkungen. Oder in der Terminologie der Autoren die Ablösung des „regulierten“, durch den „befreiten“, unternehmerischen Bauern.²

Dass diese agrarpolitische Reformen und die sich wandelnden gesellschaftlichen Erwartungen an die Landwirtschaft nicht spurlos an den Bäuerinnen und Bauern vorbeigehen, liegt auf der Hand. Einen wichtigen Beitrag zur Frage, welche Auswirkungen der agrarpolitische Umbruch auf die Befindlichkeit der Schweizer Bäuerinnen und Bauern hat, leisteten die Studien der Ethnologin Valérie Miéville-Ott, des Ethnologen Yvan Droz und des Soziologen Peter Schallberger (Droz & Ott 2001, Schallberger 2001). Auch wenn das bäuerliche Verhalten auf die Veränderungen in den Neunzigerjahren sehr unterschiedliche Formen annahm - von Wut, Verzweiflung, Ablehnung, Verweigerung bis zu Akzeptanz reichend - kommen die Autoren zum Schluss, dass die neue Agrarpolitik insgesamt zu einer Destabilisierung bäuerlicher Identität geführt hat. Ihnen zufolge erfordern die sich verändernden Rahmenbedingungen im Agrarsektor, namentlich der Abbau von Preis- und Abnahmegarantien sowie die gesellschaftspolitische Neudefinition agrarischer Leistungen, von den Bauern objektiv eine Revision ihres Arbeits- und Selbstverständnisses: Die „Normalitätsunterstellungen, Handlungsroutinen und eingeschliffenen Wissensbestände, die im bäuerlichen Milieu bis anhin eine selbstverständliche Geltung besaßen und als kulturelle Ressourcen dem bäuerlichen Selbstverständnis unhinterfragt zugrunde gelegt werden konnten“ (Schallberger 2001: 2) haben ihre Realitätstauglichkeit eingebüsst und können daher den Bauern nicht mehr helfen, unter den neuen Verhältnissen die richtigen Entscheidungen zu treffen. Viele Schweizer Bäuerinnen und Bauern befinden sich laut Droz & Ott (2001) in einer Identitätskrise, weil es ihnen nicht gelingt, ihr tradiertes bäuerliches Selbstverständnis an die ihnen neu zugewiesene Rolle als Landschaftspfleger und Hüter der Biodiversität anzupassen. Diese Transformation wäre es aber, die den Bauern zu einer neuen Identität verhelfen könnte und ihrem Handeln wieder Sinn verleihen würde. Droz & Ott (2001) gingen unter anderem den Fragen nach, weshalb den Schweizer Bäuerinnen und Bauern eine Angleichung an die neuen agrarpolitischen

²Zu Rentsch (2006) fundamental entgegengesetzte Vorschläge zur globalen Weiterentwicklung der Landwirtschaft liefern Pérez-Vitoria (2007) und Schmidt & Jasper (2001).

Verhältnisse so schwer fällt (1) und welche Auswirkungen dieses Festhalten am traditionellen Arbeitsethos und beruflichen Selbstverständnis auf das Erreichen der Zielsetzung einer ökologischeren Landwirtschaft hat (2):

(1) In den Zeiten der produktionsabhängigen Subventionierung wurde der Bauer für seine wertvollen Produkte bezahlt. Durch den Preis der Produkte bzw. die mehr oder minder hohen Subventionen erhielt er eine Anerkennung für die geleistete Arbeit. Sich die Dienstleistungen vorzustellen, wofür er künftig bezahlt werden soll - Biodiversität, Landschaftspflege, Sozialleben - bereitet dem Bauer jedoch Mühe, da das Produkt seiner Arbeit bis anhin eine greifbare Gestalt besass. Eine Entschädigung in Form der Direktzahlungen für die erbrachten Dienstleistungen zu erhalten, kommt für ihn gleich wie fürs Nichts tun bezahlt zu werden. Der Bauer sieht seine Arbeit nicht mehr honoriert, da die Direktzahlungen dem fleissigen und faulen Bauern gleichermassen ausbezahlt werden. Zudem durchschaut der von einem traditionellen Arbeitsethos geleitete Bauer die Logik der ökologischen Ausgleichsflächen nicht - die von ihm geforderte Rolle als Landschaftspfleger erscheint ihm sehr abstrakt. Land kultivieren bedeutete für ihn immer, die Natur zu bändigen. Dass er nun einen Teil des Landes der Natur quasi zur Rückeroberung überlassen soll, leuchtet ihm nicht ein (Droz & Ott 2001: 9ff.).

(2) Das führt dazu, dass der von einem traditionellen Arbeitsethos geleitete Bauer versucht, die neu an ihn gestellten Aufgaben zu erfüllen, ohne seine innere Werthaltung zu verändern. So erfüllt er beispielsweise die Forderung nach mehr Biodiversität und scheidet auf seinem Betrieb ökologische Ausgleichsflächen aus. Die Logik des Nahrungsmittelproduzenten beibehaltend achtet der Bauer auf eine optimale Nutzung seiner Felder und verbannt die Ökoflächen auf marginale Felder mit einem geringen landwirtschaftlichen Potential. Es würde seiner Ästhetik hochgradig widersprechen, wenn die Blumenpracht der Magerwiese auf seinen ertragreichen Feldern spriessen würde. Das ökologische Ziel einer Steigerung der Biodiversität wird damit aber verfehlt: Der Bauer erfüllt zwar seine Pflicht, scheidet aber die Ökoflächen dort aus, wo sie nur eine geringe ökologische Qualität erreichen. Darüber hinaus bereitet dem traditionellen Bauern die Forderung nach einer Ökologisierung der Landwirtschaft auf einer sehr grundlegenden Ebene Mühe: Seine auf eine lange Perspektive angelegte bäuerliche Arbeit hat von ihm schon immer erfordert, im Einklang mit der Natur zu leben. Dass die Forderung nach einer ökologischeren Produktion nun ausgerechnet von der praxisfernen Berufsgruppe der Ökologen und Biologen, denen er grundsätzlich skeptisch gegenübersteht, an ihn gestellt wird, versteht er als impliziten Vorwurf und löst bei ihm eine Abwehrhaltung aus (Droz & Ott 2001: 97ff.).

1.2 Zielsetzung und Fragestellung

In dieser Arbeit soll der Frage nachgegangen werden, ob die Diagnose der durch die veränderten agrarpolitischen Rahmenbedingungen ausgelösten Identitätskrise auch auf die Biobäuerinnen und -bauern in der Schweiz zutrifft, oder ob sich dort neue Handlungs- und Identitätswürfe abzeichnen.

In den Neunzigerjahren nahm in der Schweiz parallel zu den Veränderungen in der Agrarpolitik der Stellenwert der biologischen Landwirtschaft drastisch zu. Die Zahl der Biobetriebe hat sich in den letzten zehn Jahren verdreifacht. 2007 wirtschafteten 10% der Schweizer Bauernbetriebe nach biologischen Richtlinien. Der Anteil der biologisch bewirtschafteten Fläche an der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche in der Schweiz beträgt 11%. Der Umsatz des Biomarkts konnte von 700 Mio Schweizer Franken im Jahr 2000 auf 1,3 Mia im Jahr 2007 gesteigert werden. Die Umstellung auf die biologische Landwirtschaft ist als eine Strategie der Bäuerinnen und Bauern zu lesen, auf die veränderten agrarpolitischen Rahmenbedingungen zu reagieren.

Ausgangspunkt meiner Arbeit bildet die folgende Hypothese: Ich gehe davon aus, dass die Biobäuerinnen und -bauern einen spezifischen Habitus aufweisen, der an eine Arbeits- und Berufsethik gebunden ist, die sich von derjenigen der konventionellen Bauern unterscheidet. Durch ihr aufgeklärtes ökologisches Bewusstsein haben die Biobauern vermutlich ein anderes Verhältnis zur Natur. Die neue agrarpolitische Forderung nach einer ökologischeren Landwirtschaft mögen die Biobauern als gerechtfertigt empfinden - zumal sie nicht mit ihrem Arbeitsethos in Konflikt gerät. Durch die gesteigerte Nachfrage nach biologischen Lebensmitteln haben die Biobauern gute Absatzmöglichkeiten für ihre Produkte, was ihnen die Ausrichtung der Produktion auf den Markt erleichtert. Kurz: die agrarpolitischen Forderungen nach mehr „Markt“ und „Ökologie“ passen zum beruflichen Selbstverständnis der Biobauern. Die von Droz & Ott (2001: 9ff.) diagnostizierte Identitätskrise der konventionellen Bauern ist nicht auf die Biobauern übertragbar.

Im Zentrum meiner Diplomarbeit stehen die Zukunftsvorstellungen von Schweizer Biobäuerinnen und Biobauern. Ich interessiere mich nicht für die Expertenmeinungen von Forschungsinstitutionen und Verbänden, sondern für die Einschätzungen der Betroffenen, weshalb meine Forschung auf der Mikroebene der biobäuerlichen Haushalte angesiedelt ist. Ich möchte ergründen, was das für Leute sind, die biologisch bauen, wie sie die agrarpolitischen Veränderungen wahrnehmen und was sie über ihre Zukunft und die Zukunft des Bauernstands in der Schweiz denken. Dazu sollen ihre Motive für die Umstellung auf den biologischen Landbau, ihr Herkunftsmilieu und Werdegang sowie ihr berufliches Selbstverständnis, das an eine spezifische Arbeits- und Berufsethik gebunden ist, erforscht werden. Mich inter-

essiert dabei, in welche Denk- und Deutungstraditionen sich ihre Positionierung einbetten lässt und wie diese, ebenso wie ihr berufliches Selbstverständnis und der Habitus, ihr Denken über die Zukunft beeinflussen. Schliesslich möchte ich die Frage beantworten, inwiefern die Deutungsweisen und Zukunftsvorstellungen der Biobäuerinnen und -bauern zu den aktuellen agrarpolitischen Rahmenbedingungen der Schweizer Landwirtschaft passen.

1.3 Aufbau der Arbeit

Im Zentrum der Arbeit stehen die vier detaillierten, in Kapitel 4 dargestellten Fallanalysen, die auf Interviews mit Biobäuerinnen und -bauern beruhen. Ich bin mir bewusst, dass vier Fälle für eine empirische Generalisierung nicht ausreichen. Mit dem gewählten in Kapitel 3 beschriebenen Vorgehen strebe ich eine Strukturgeneralisierung der Fälle an, die Überindividuelles und Verallgemeinerbares hervorbringt, das ich im abschliessenden Kapitel 5 darstelle. Zur Kontextualisierung der Fälle befasse ich mich in Kapitel 2 einerseits mit der Geschichte der Schweizer Landwirtschaft einschliesslich der grossen agrarpolitischen Veränderungen der Neunzigerjahre sowie der Entwicklung des biologischen Landbaus. Diese historische Perspektive stellt wichtiges Kontextwissen bereit, das zu einem tieferen Verständnis der analysierten Fälle dient. Diese Ausführungen beruhen auf einem extensiven Literaturstudium.

1 *Einleitung*

2 Grundlagen

Zur Einbettung der vier Fallanalysen wird in diesem Kapitel das nötige Kontextwissen erarbeitet. Zum Verständnis des agrarpolitischen Umbruchs in den Neunzigerjahren erfolgt in einem ersten Teil ein historischer Rückblick auf die Geschichte der Schweizer Landwirtschaft und der Agrarpolitik. Der zweite Teil widmet sich der biologischen Landwirtschaft: Es wird auf die Entstehung und Entwicklung, die Struktur der biologischen Landwirtschaft in der Schweiz und die Anforderungen an Biobetriebe eingegangen. Im dritten und letzten Teil wird der Frage nachgegangen, wie (bäuerliche) Zukunftsvorstellungen entstehen.

2.1 Schweizer Landwirtschaft im Wandel

Statistisch betrachtet hat die Schweiz ihren Status als Agrarland längst abgetreten: Während vor 100 Jahren noch mehr als ein Drittel der Schweizer an die Scholle gebunden war, sind heute nur noch rund 4% der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig. Parallel zu diesem Rückgang der Beschäftigten im Primärsektor nahm der Grad der Mechanisierung und Chemisierung sowie die Produktivität der Schweizer Landwirtschaft kontinuierlich zu: Immer weniger Leute produzierten mit immer mehr Kapital auf immer weniger Boden immer mehr Nahrungsmittel. Während 1905 ein Bauer 20 Stunden brauchte, um von Hand eine Hektare in der Ebene zu mähen, verrichtet ein Bauer heute dieselbe Arbeit mit dem Motormäher in 40 Minuten (Bundesamt für Statistik 2006). Obschon in den letzten hundert Jahren die Landwirtschaftsbetriebe kontinuierlich an Grösse zunahmen (vgl. Abbildung 2.1), fand in der Schweiz kein Trend weg von den traditionellen Familienbetrieben hin zu einer Agrarindustrie statt. Die Schweizer Landwirtschaft ist nach wie vor überwiegend familienbetrieblich strukturiert: 2007 weisen mehr als die Hälfte aller Bauernbetriebe eine Grösse von 3 bis 20 Hektaren auf (vgl. Tabelle 2.1). Die durchschnittliche Nutzfläche pro Betrieb lag 2006 bei 17 Hektaren. Topographisch bedingt weist die Schweizer Landwirtschaft im Vergleich zu anderen westeuropäischen Staaten eher kleine Strukturen auf (vgl. Abbildung 2.2). Mehr als die Hälfte aller Betriebe liegt in der Berg- und Hügelzone (vgl. Tabelle 2.1). Die dominante betriebswirtschaftliche Ausrichtung ist daher die Weidevieh- und Milchwirtschaft,

2 Grundlagen

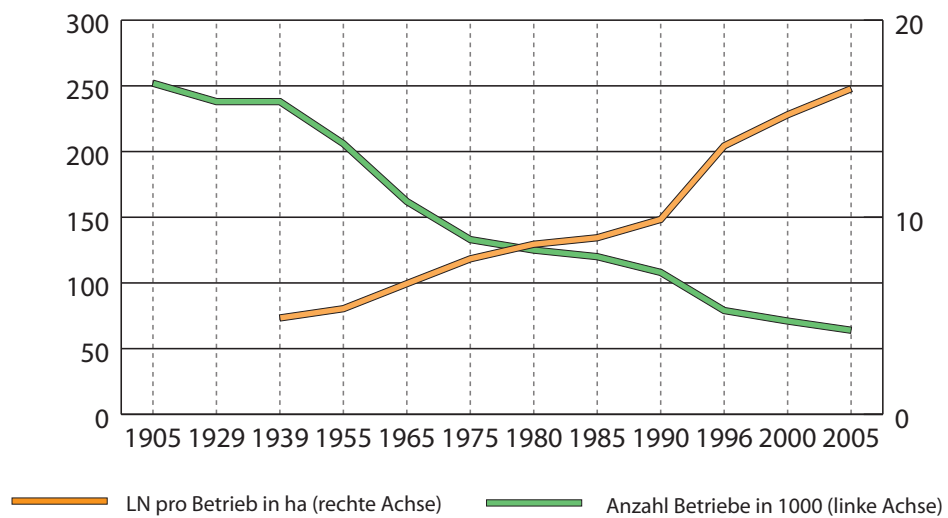


Abbildung 2.1: Entwicklung der Anzahl Landwirtschaftsbetriebe und der mittleren Grösse der landwirtschaftlichen Nutzfläche pro Betrieb seit 1905.

Anmerkung: Die LN wurde erst ab 1939 erhoben. Quelle: eigene Darstellung nach Schweizerischer Bauernverband „Grössenentwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe 1905 bis 2005“ (beruhend auf eidgenössischen Betriebszählungen) auf: <http://www.sbv-usp.ch/de/statistik/betriebsverhaeltnisse/>, (Stand 09/01/2009).

2.1 Schweizer Landwirtschaft im Wandel

während nur gerade rund 10'000 Betriebe ausschliesslich Pflanzenbau betreiben (vgl. Abbildung 2.3). Auch wenn der Primärsektor auf dem Arbeitsmarkt seine zentrale Stellung längst eingebüsst hat, prägt die Landwirtschaft weiterhin in hohem Masse das Schweizer Landschaftsbild: Über ein Drittel der Gesamtfläche der Schweiz wird land- bzw. alpwirtschaftlich genutzt (vgl. Abbildung 2.4).

Tabelle 2.1: Entwicklung der Anzahl Betriebe nach Grössenklassen und Regionen.

Quelle: eigene Darstellung nach Bundesamt für Landwirtschaft (2008a)

Merkmal	Anzahl Betriebe			Veränderung pro Jahr in %	
	1990	2000	2007	1990-2000	2000-2007
Grössenklasse					
0-3 ha	19 819	8 371	6 577	-8,3	-3,4
3-10 ha	27 092	18 542	14 148	-3,7	3,8
10-20 ha	31 630	24 984	20 876	-2,3	-2,5
20-25 ha	6 677	7 244	6 961	0,8	-0,6
25-30 ha	3 364	4 430	4 734	2,8	1,0
30-50 ha	3 549	5 759	6 751	5,0	2,3
> 50 ha	684	1 207	1 717	5,8	5,2
Region					
Talregion	41 590	31 612	27 437	-2,7	-2,0
Hügelregion	24 541	18 957	16 961	-2,5	-1,6
Bergregion	26 684	19 968	17 366	-2,9	-2,0
Total	922 815	70 537	61 764	-2,7	-1,9

In keiner anderen Weltregion ist der Agrarmarkt so stark geschützt wie in Europa. Innerhalb von Europa lässt die Schweiz nach Österreich der Landwirtschaft die grösste finanzielle Unterstützung zukommen (vgl. Abbildung 2.5). Beim Blick auf die Agrargeschichte der Schweiz fällt auf, dass gleichzeitig mit dem rasanten Rückgang der Anzahl Beschäftigten im Agrarsektor die Bedeutung der Agrarpolitik in den letzten 150 Jahren enorm zugenommen hat. Sie gipfelte in einer tiefgreifenden Umwälzung in den Neunzigerjahren. Um diese strukturelle und inhaltliche Neuausrichtung zu verstehen, muss vorerst ein Blick zurück auf die Geschichte der Schweizer Agrarpolitik geworfen werden.

2.1.1 Die Geschichte der Schweizer Agrarpolitik

Die ersten agrarpolitischen Massnahmen wurden in der Schweiz am Ende des 19. Jahrhunderts als Antwort auf die erste Agrarkrise getroffen.¹ Durch das Aufkom-

¹Der historische Rückblick auf die Agrargeschichte der Schweiz beruht auf Moser (1994b), Moser (1994a), Popp (2000) und Schallberger (2002a).

2 Grundlagen

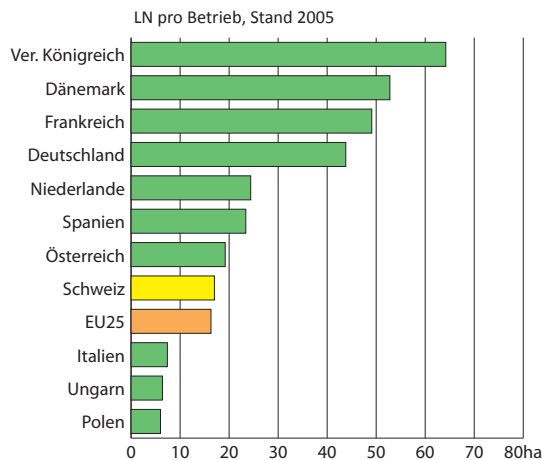


Abbildung 2.2: Landwirtschaftliche Nutzfläche der Schweiz im Vergleich mit anderen EU Staaten.

Quelle: eigene Darstellung nach (Bundesamt für Statistik 2008: 33)

men der Eisenbahnen und der Überseeschiffe geriet das Schweizer Getreide erstmals unter einen starken Konkurrenzdruck. Nach Auswegen aus der Krise suchend und die Möglichkeit des billigen Getreideimports nutzend stellten viele Bauern in dieser Zeit auf die Milch- und Fleischproduktion um. Mit der ersten Agrarkrise ging aber auch ein früher Strukturwandel einher, der besonders die Kleinbetriebe betraf: Während 1848 noch 50% der Bevölkerung dem Bauernstand angehörten, waren es 1910 bereits nur noch 26%. Bis zum Ersten Weltkrieg beschränkte sich die agrarpolitische Intervention in der Schweiz auf den Zollschutz: 1891 wurden zur Unterstützung der einheimischen Getreide-Produktion erstmals Zölle auf importiertem Getreide erhoben. Das Konzept der Preisstützung und Abnahmegarantien etablierte sich erst während des Ersten Weltkriegs, als den Bauern die Anbau- und Ablieferungspflicht teilweise mit garantierten Abnahmepreisen vergütet wurde. Ernährungspolitisch gesehen war die Schweiz sehr schlecht auf den Kriegsausbruch vorbereitet und wegen der gestiegenen Abhängigkeit vom Importgetreide zu einer Selbstversorgung des Landes nicht mehr in der Lage. Die darauf folgende Weltwirtschaftskrise führte zur Einführung neuer Schutz- und Selbsthilfemassnahmen, um dem Preiszerfall und der wachsenden Not der Bauern zu begegnen. Als Reaktion auf die rasch sinkenden Milchpreise sprach das Parlament 1932 erstmals Beiträge zur Stützung des Milchpreises; anfangs als Nothilfe gedacht wurde dieses Instrument zur Dauereinrichtung. Der widersprüchliche Charakter der Schweizer Agrarpolitik des 20. Jahrhunderts, dass einerseits produktionsfördernde Anreize

2.1 Schweizer Landwirtschaft im Wandel

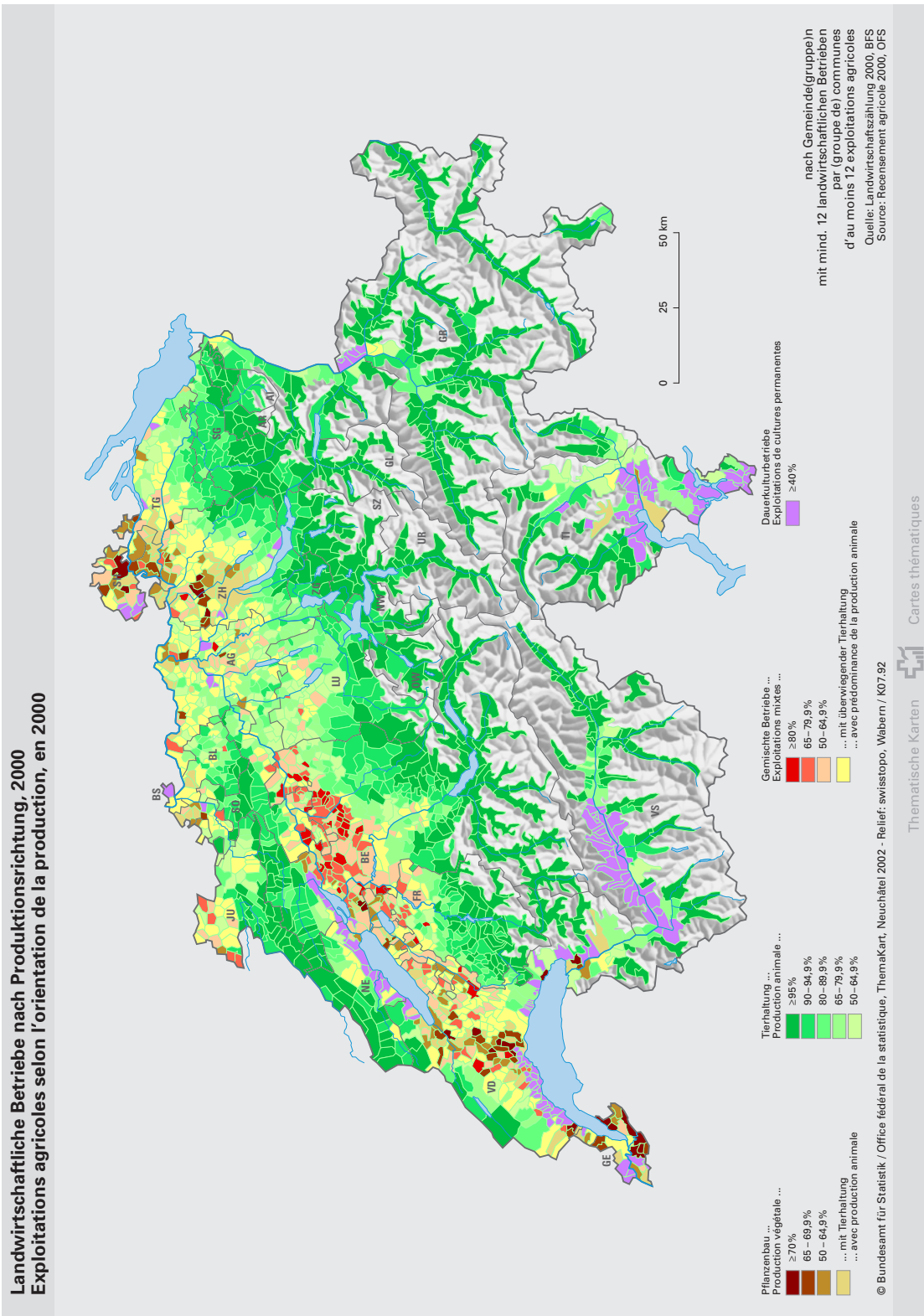


Abbildung 2.3: Landwirtschaftliche Betriebe in der Schweiz nach Produktionsrichtung.

Quelle: BfS, Kartengalerie Schweiz, auf:
http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/regionen/thematische_karten/maps/land_und_forstwirtschaft/betriebe.html,
 (Stand: 11/01/2009).

2 Grundlagen

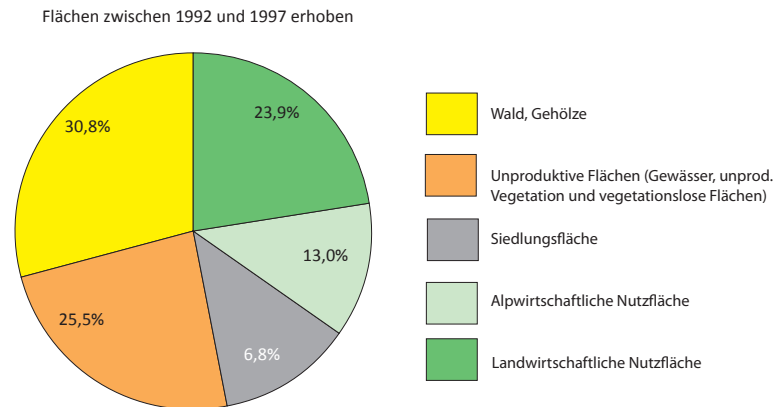


Abbildung 2.4: Bodennutzung in der Schweiz.

Quelle: eigene Darstellung nach: Bundesamt für Statistik (2008: 4)

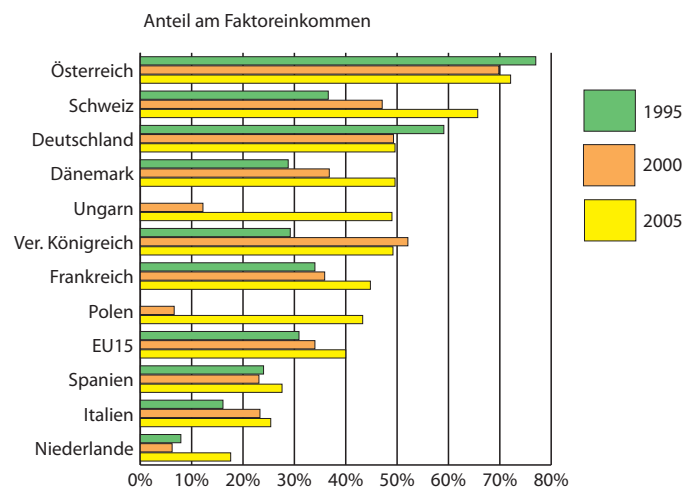


Abbildung 2.5: Subventionierung der Landwirtschaftsbetrieb im europäischen Vergleich.

Anmerkungen: In den Subventionen inbegriffen sind die Gütersubventionen und übrige Subventionen; Faktoreinkommen = Nettowertschöpfung (zu Herstellungspreisen) + sonstige Subventionen - Produktionsabgaben; für Polen und Ungarn fehlen die Daten von 1995. Quelle: eigene Darstellung nach BFS, auf: www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/international/22/lexi.Document.87878.xls, (Stand:11/01/2009).

2.1 Schweizer Landwirtschaft im Wandel

und Zwänge geschaffen und gleichzeitig produktionseinschränkende Massnahmen erlassen wurden, zeichnete sich bereits bei der Stützung des Milchpreises ab: Als Folge der Überproduktion wurde 1933 eine Milchkontingentierung eingeführt. Gezeichnet von den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges strebte die Schweiz mit dem sogenannten „Plan Wahlen“ während des Zweiten Weltkrieges einen möglichst hohen Grad der Selbstversorgung an. Dank der um 77% gesteigerten Ackerfläche konnte die Brotgetreideproduktion verdoppelt, die Kartoffelernte verdreifacht und die Produktion von Gemüse gegenüber 1939 vervierfacht werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg rückte denn auch die Sicherstellung der Landesversorgung mit lebenswichtigen Gütern ins Zentrum der Agrarpolitik. Ihre Bedeutung für die wirtschaftliche Landesverteidigung wurde in dieser Zeit auch von den Bauern selber immer wieder betont. Sie hatten begriffen, dass ihre gesellschaftliche Funktion im 20. Jahrhundert auf die Produktion von Nahrungsmitteln in Zeiten gestörter Zufuhr reduziert worden war. 1954 trat ein neues Agrargesetz in Kraft, das erst 1996 durch einen revidierten Verfassungsartikel abgelöst wurde. Das Hauptziel war die „Erhaltung eines gesunden Bauernstandes“, die „Förderung einer leistungsfähigen Landwirtschaft zur Sicherstellung der Ernährung“ sowie der „Schutz wirtschaftlich bedrohter Landesteile“. Erst nach dem Inkrafttreten realisierten die Bauern, dass das neue Landwirtschaftsgesetz keine Preispolitik garantieren würde, welche die Existenz aller Bäuerinnen und Bauern sicherte. Jene Bauernbetriebe, die überdurchschnittlich hohe Produktionskosten aufwiesen, verschwanden. Privilegiert wurde hingegen eine Minderheit unter den Produzenten, die aus strukturellen Gründen oder dank individuellen Fähigkeiten unterdurchschnittliche Produktionskosten aufwiesen. Die Folgen der durch den Agrarartikel gesetzlich verankerten planwirtschaftlichen Regelungen waren nebst der grossen Belastung des Staatshaushalts eine massive Überproduktion bei gleichzeitig hohen Konsumentenpreisen. Den Bauern wurden Anreize geschaffen, den Boden immer intensiver zu bewirtschaften, was zu einer steigenden Umweltbelastung führte. Deshalb wurden bereits in den sechziger Jahren in ökonomischen und ökologischen Kreisen Stimmen laut, anstelle der Preisstützungen produktionsunabhängige Direktzahlungen einzusetzen. Von den Bauern wurde gefordert, statt immer mehr Lebensmittel das öffentliche Gut Umwelt zu produzieren und konsumreif zu machen. Bis Mitte der Achzigerjahre wehrte sich der Schweizerische Bauernverband aus Angst, die Agrarpolitik könnte von einer ökonomischen auf eine sozialpolitische Ebene verlagert werden, erfolgreich gegen eine Ausweitung der Direktzahlungen auf das Talgebiet. Eine neue Dynamik erhielt der agrarpolitische Diskurs, als in den Achzigerjahren drei landwirtschaftliche Vorlagen in Volksabstimmungen keine Mehrheit mehr fanden.² Zudem geriet die Schweiz zunehmend unter aussenpolitischen Druck: 1986

²Es scheiterten 1986 der Zuckerbeschluss und 1989 der Rebbaubeschluss und die Kleinbauern-Initiative.

2 Grundlagen

wurde in Uruguay die achte Zollabbau-Verhandlungsrunde des GATT einberufen, zu dessen Hauptinhalten die Liberalisierung des Agrarsektors gehörte.

Dieser äussere und innere Druck veranlasste die landwirtschaftlichen Behörden, eine Neuausrichtung der schweizerischen Agrarpolitik einzuleiten.

2.1.2 Der Paradigmenwechsel

Anstoss zum agrarpolitischen Paradigmenwechsel, der durch den zunehmenden internationalen Druck durch die GATT/WTO-Verhandlungen und der generellen Kritik an den staatlichen Eingriffen in die Agrarpolitik unumgänglich wurde, gab der 1992 erschienene Siebte Agrarbericht des Bundes.³ Die Bauernschaft sah sich durch den avisierten Umbruch mit einer grossen Unsicherheit konfrontiert und in ihrer Existenz bedroht: Anfang Januar 1992 fanden in den Städten Bern, Luzern und Weinfelden Bauernkundgebungen gegen die Handelsliberalisierungen, den EG-Beitritt und für eine Verbesserung der Einkommenslage statt. In Bern demonstrierten 15'000 Bauern - es kam zu Ausschreitungen und Sachbeschädigungen. Wirkung zeigte der bäuerliche Protest keine: Die Reform, zu deren Kernstück der weitgehende Abbau der Marktinterventionen und die Einführung produktionsunabhängiger Direktzahlungen zur Abgeltung von gemeinwirtschaftlichen und ökologischen Leistungen gehört, wurde 1993 durch einen Parlamentsbeschluss eingeleitet. Im Zentrum der neuen Agrarpolitik steht der Gedanke einer multifunktionalen und nachhaltigen Landwirtschaft. Im neuen Verfassungsartikel, der 1996 mit einer Dreiviertelmehrheit vom Volk angenommen wurde, heisst es:

„Der Bund sorgt dafür, dass die Landwirtschaft durch eine nachhaltige und auf den Markt ausgerichtete Produktion einen wesentlichen Beitrag leistet zur: a. sicheren Versorgung der Bevölkerung; b. Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen; c. Pflege der Kulturlandschaft; d. dezentralen Besiedelung des Landes. (...) Er schafft günstige Rahmenbedingungen für Produktion und Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse (...), unterstützt die nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen [und] (...) sorgt für eine sozialverträgliche Entwicklung in der Landwirtschaft.“⁴

Statt den Bauern durch die Subventionierung der Produkte Anreize zu einer immer intensiveren und umweltbelastenderen Bodenbearbeitung zu geben, sichert der Bund die bäuerliche Existenz und den Erhalt der familienwirtschaftlich organisierten Betriebe nun mittels der produktionsunabhängigen Direktzahlungen. Dadurch werden den Bauern ihre gemeinwirtschaftlichen Leistungen abgegolten, was mit den Prinzipien der WTO konform ist. Seit 1999 sind die Direktzahlun-

³Die Angaben zur Neuausrichtung der Schweizer Agrarpolitik beruhen auf Bundesamt für Landwirtschaft (2004).

⁴SR 910.1 Bundesgesetz über die Landwirtschaft, Art. 1 und 2.

2.2 Der biologische Landbau in der Schweiz

gen zudem an eine ökologische Produktion gebunden: Die Bauern erhalten nur Direktzahlungen, wenn sie den ökologischen Leistungsausweis erbringen, der einen Anteil von 7% der LN als ökologische Ausgleichsfläche, eine tiergerechte Haltung, ausgeglichene Düngerbilanz, geregelte Fruchtfolge sowie den sparsamen und gezielten Einsatz von Pflanzenbehandlungsmitteln erfordert. Damit wird die integrierte Produktion, die 1993 auf freiwilliger Basis eingeführt wurde, 6 Jahre später zum Produktionsstandard.

Im Zuge der neuen Agrarpolitik wurden zwischen 1994 und 1999 sämtliche Preis- und Abnahmegarantien aufgehoben. Die Direktzahlungen konnten gleichzeitig aber nur einen Teil der Einkommensausfälle kompensieren, was zu einem beschleunigten Strukturwandel führte: Bei einer um 8000 Hektaren gesunkenen Landwirtschaftlichen Nutzfläche (2007: 1'060'000 ha) ging die Zahl der Betriebe im Vergleich zu heute ab 1990 um ein Drittel von 92'815 auf 61'764 zurück. Während die Landwirtschaft 1990 noch 127'565 Leute vollzeitlich beschäftigte, waren es 2007 noch gerade 61'764. Die Anzahl der Teilzeitbeschäftigten sank gleichzeitig weniger stark von 125'996 auf 95'111. Durch die neue Agrarpolitik wurde ebenfalls ein Trend zu grösseren Betrieben eingeleitet: Während 1990 nur gerade 684 Betriebe eine landwirtschaftliche Nutzfläche von über 50 Hektaren bewirtschafteten, waren es 2007 bereits 1717. Gewiss dauert der Strukturwandel immer noch an; nach dem grossen Umbruch in den Neunzigerjahren lässt sich aber seit 2000 eine Tendenz zu einem langsameren Verschwinden der Bauernbetriebe feststellen (vgl. Abbildung 2.1).

Die Weiterentwicklung der WTO-Verhandlungen ist zur Zeit sehr ungewiss: In der seit 2001 andauernde Doha-Runde konnte noch kein Durchbruch erreicht werden. Insofern sind die Ausgestaltung dieses multilateralen Abkommens sowie der Zeitpunkt des Abschlusses weiter offen. Schneller voran schreitet die Schweiz bezüglich eines Freihandelsabkommens mit der EU: Ziel dabei ist die Unterzeichnung eines Abkommens, das die gesamte Lebensmittelkette, das heisst die Landwirtschaft wie auch die vor- und nachgelagerten Sektoren umfasst (Bundesamt für Landwirtschaft 2008a: 251ff.).

2.2 Der biologische Landbau in der Schweiz

Wurden die Biobauern in der Schweiz lange Zeit als „Spinner“ bezeichnet und an den Rand der bäuerlichen Gesellschaft gedrängt, erlebte das Land in den letzten zwölf Jahren geradezu einen Bioboom. Der Stellenwert der biologischen Landwirtschaft und die Akzeptanz der Biobauern sind stark gestiegen. Im Vergleich zu den EU-Ländern ist die Schweiz, was den Anteil der biologisch bewirtschafteten

2 Grundlagen

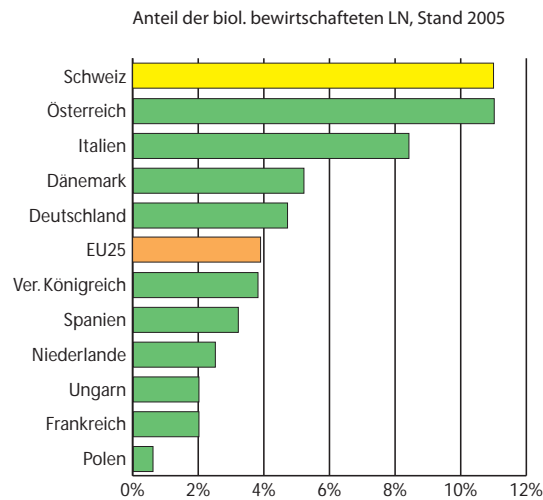


Abbildung 2.6: Anteil der biol. bewirtschafteten landwirtschaftlichen Nutzfläche im europäischen Vergleich.

Quelle: eigene Darstellung nach Bundesamt für Statistik (2008: 33)

Fläche an der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche betrifft, mit Österreich zusammen führend (vgl. Abbildung 2.6). Dieser Bioboom ist als eine Strategie zu lesen, wie die Bauern auf die veränderten agrarpolitischen Rahmenbedingungen der Neunzigerjahre reagieren. In diesem Abschnitt wird vorerst ein Blick zurück geworfen auf die Geschichte der biologischen Landwirtschaft und die beiden Entwicklungswege der bio-dynamischen und organisch-biologischen Wirtschaftsweise. In einem zweiten Teil werden Zahlen zur aktuellen Situation der biologischen Landwirtschaft geliefert. Im dritten Teil erfolgt ein kurzes Resümee über die konkreten Anforderungen an die Biobetriebe in der Schweiz.

2.2.1 Entstehung und Entwicklung

Die nach dem Ersten Weltkrieg wachsenden Sorgen um den Zustand der Landwirtschaft veranlassten die Bauern und Agronomen zur Entwicklung eines zur Industrialisierung alternativen Konzepts der Landbearbeitung.⁵ Beunruhigt stell-

⁵Dieser Abschnitt beruht, falls nicht anders angegeben, auf den Ausführungen von Aeberhard & Rist (2008: 3-4). Für eine detaillierte Darstellung der Entstehung und Entwicklung des

2.2 Der biologische Landbau in der Schweiz

ten die Bauern auf ihren Feldern erste ökologische Schäden wie eine zunehmende Bodenverdichtung sowie generell eine sinkende Nahrungsmittelqualität fest. 1924 begründete Rudolf Steiner in Polen mit seiner auf der Antroposophie beruhenden Vortragsreihe „Geisteswissenschaftliche Grundlagen zum Gedeihen der Landwirtschaft“ die bio-dynamische Wirtschaftsweise. In diesen acht Vorträgen schlug Steiner kein ausgereiftes Landbausystem vor: Seine programmatischen Anstösse wurden in den folgenden Jahren von Bauern und Wissenschaftlern getestet und weiterentwickelt (Vogt 2000: 98). Ab 1930 wurden die bio-dynamischen Produkte einheitlich mit dem Demeter- Gütesiegel vermarktet. Die gleichnamige Zeitschrift leistete einen wichtigen integrativen Beitrag zum Wissens- und Erfahrungsaustausch innerhalb der biologisch-dynamischen Landwirtschaft.

Nach dem Zweiten Weltkrieg konstituierte sich eine zweite, sich gegenüber der bio-dynamischen Wirtschaftsweise abgrenzende Strömung des biologischen Landbaus. Eine wichtige Rolle bei der Etablierung der sogenannten organisch-biologischen Landwirtschaft spielten die politische Bewegung der Jungbauern und deren Präsident Hans Müller.⁶ Mit dem Ziel, sich neue und sichere Absatzkanäle zu schaffen, gründete eine Gruppe Jungbauern 1946 die Anbau und Verwertungsgenossenschaft „Heimat“ (AVG Galmiz). Die Jungbauern griffen in erster Linie auf eine ökologischere Anbaumethode zurück, um eine bessere Lagerqualität des Gemüses zu erreichen. Maria Müller, die Frau von Hans Müller und Leiterin der Hausmutter Schule Möschberg, wurde zu einer wichtigen Wegbereiterin der organisch-biologischen Landwirtschaft. Zusammen mit den Jungbauern teilte sie zwar das Interesse an der bio-dynamischen Landwirtschaft, konnte aber deren anthroposophische Grundlagen nicht mit dem christlichen Religionsverständnis vereinbaren (Moser 1994b: 329f.). So wurde nach einer Möglichkeit gesucht, wie die biologische Anbauweise „ohne mystisches Drum und Dran in einer für den Bauern durchführba-

ökologischen Landbaus vgl. Scheidegger (1993), Vogt (2000) und Vogt (2001) .

⁶Ziel der von Hans Müller geleiteten und in den 30er-Jahren entstandenen Bauernheimatbewegung - besser bekannt unter dem Namen „Jungbauern“ - war es, „eine bäuerliche Lebensweise in der industrialisierten Welt vor deren Untergang zu bewahren“. Grundlage des traditionell-bäuerlichen Weltbildes bildete der christliche Glaube (Vogt 2000: 197f.). Die Bauernheimatbewegung verstand sich zuerst als Schulungs- und Bildungsinstitution und gründete das Zentrum Möschberg bei Grosshöchstetten, wo eine der ersten Bäuerinnenschulen eingerichtet wurde. In den Dreissigerjahren erfolgte eine Politisierung der Bauernheimatbewegung: Sie setzte sich aktiv für eine Lohn- und Preisstützungspolitik ein. Aufgrund wirtschaftspolitischer Differenzen wurde Hans Müller als Nationalrat 1935 aus der Fraktion der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) ausgeschlossen. Mitte der Vierzigerjahre spaltete sich die Bauernheimatbewegung aufgrund interner Differenzen. Diejenige Gruppe der Jungbauern, die bei der Spaltung der Bewegung Hans Müller folgte, war massgeblich an der Entwicklung der organisch-biologischen Landwirtschaft beteiligt. Quelle: Historisches Lexikon der Schweiz, Artikel „Bauernheimatbewegung“. auf: <http://hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17390.php>, (Stand: 26/12/2008).

2 Grundlagen

ren Form“ praktiziert werden konnte.⁷ Der promovierte Biologe Hans Müller sowie der Arzt und Mikrobiologe Hans Peter Rusch lieferten die naturwissenschaftlich-analytischen Grundlagen der organisch-biologischen Landwirtschaft.⁸ Die Bauern-Heimatschule Möschberg wurde zu einem wichtigen Zentrum für den organisch-biologischen Landbau, wo sich die Bauern neues Wissen aneignen und ihre Erfahrungen austauschen konnten (Vogt 2000: 203). Die Schweizer Biobauern fanden schon früh einen guten Absatzkanal: Ab 1958 konnten die Bioprodukte über Migros vertrieben werden.⁹ In den Anfangsjahren der organisch-biologischen Landwirtschaft begegneten viele Bauern - auch die treuen Anhänger Hans Müllers - dieser Anbaumethode mit Skepsis. Da grundlegende Erfahrungen mit dem biologischen Landbau fehlten, führten die Produzenten praktisch alle Versuche auf ihren eigenen Feldern durch und mussten oft verheerende Ertragsausfälle hinnehmen. Die Umstellung barg aber nicht nur ein wirtschaftliches Risiko, sondern führte oft auch zu einer politisch-gesellschaftlichen Isolierung. Ende der Vierzigerjahre entfaltete das Gedankengut der Geistigen Landesverteidigung seine volle Kraft; die Biobauern galten als vom helvetischen Gedankengut abweichend, was zu deren gesellschaftlicher Randständigkeit führte (Moser 1994b: 337).

1970 scheiterten erste Versuche, im Rahmen der eidgenössischen Forschungsanstalten für die Landwirtschaft eine Versuchsanstalt für den biologischen Landbau zu etablieren und damit diese Anbaumethode politisch zu verankern, da viele Politiker und Wissenschaftler die biologische Landwirtschaft damals als unwissenschaftlich schimpften. Vier Jahre später konnte jedoch auf privater Basis das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) eröffnet werden, zu dessen Hauptaufgabe die ökologische, technische und ökonomische Weiterentwicklung der biologischen Landwirtschaft gehört. Da sich der Staat aber weiterhin schwer tat mit der rechtlichen Anerkennung der Biolandwirtschaft, schlossen sich die verschiedenen Anbauverbände 1980 zusammen und erarbeiteten gemeinsame Richtlinien zum Anbau von biologischen Lebensmitteln. Sie beschlossen, die nach diesen Richtlinien hergestellten Produkte mit dem Knospen-Gütesiegel zu vermarkten. 1981 folgte die Gründung der Vereinigung Schweizer Biolandbau-Organisationen, heute „Bio Suisse“, die eine unabhängige Zertifizierung einführte. Heute umfasst der Dachverband

⁷Das Zitat stammt aus der für den Wissensaustausch der organisch-biologischen Bauern wichtigen Zeitschrift „Kultur und Politik“ 3/1954 in: (Moser 1994b: 330).

⁸„Das Naturhaushaltskonzept von Hans Peter Rusch (...) - der Kreislauf der lebendigen Substanz - prägte während zwei Jahrzehnten den theoretischen Hintergrund des organisch-biologischen Landbaus. (...) Rusch führte die Störungen der Schleimhautfloren - neben dem zunehmenden Einsatz von Antibiotika - auf eine herabgesetzte Nahrungsmittelqualität zurück. Die Beziehung zwischen Nahrungsmittelqualität und menschlicher Gesundheit bildete den Ausgangspunkt, sich mit Fragen ökologischer Landbewirtschaftung zu beschäftigen“ (Vogt 2000: 209).

⁹Migros stieg jedoch später wieder aus der Biovermarktung aus.

2.2 Der biologische Landbau in der Schweiz

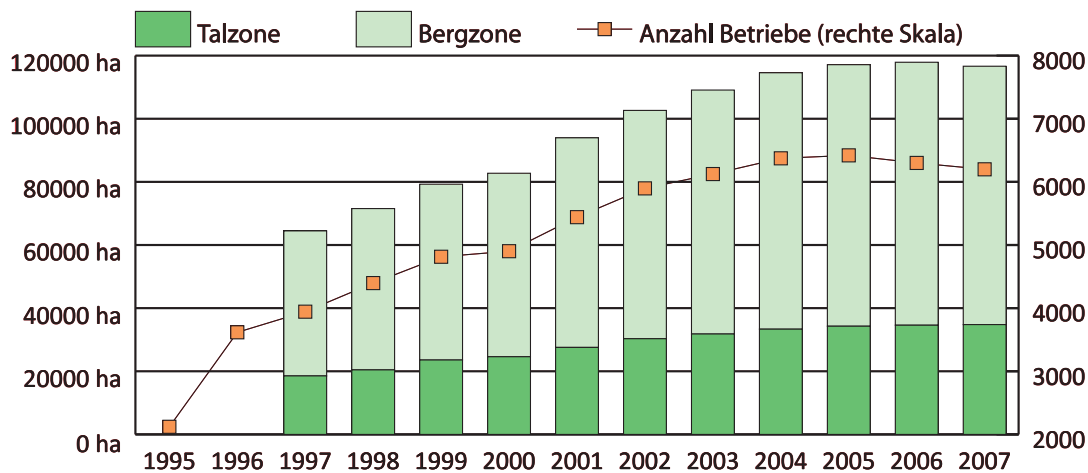


Abbildung 2.7: Entwicklung der Anzahl Biobetriebe und der biologisch bewirtschafteten landwirtschaftlichen Nutzfläche in der Schweiz seit 1995.

Quelle: eigene Darstellung nach BFS, Landwirtschaftliche Betriebszählungen, Landwirtschaftliche Betriebsstrukturerhebungen, Daten auf: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/07/03/blank/data/01/01.html>, (Stand: 11/01/2009); Anzahl Betriebe 1995 und 1996 nach Medienkonferenz BioSuisse 2008, auf: <http://www.biosuisse.ch/de/bioinzaehlen.php>, (Stand: 11/01/2009).

über 30 bäuerliche Mitgliedorganisationen, darunter auch das FIBL. Das FIBL und Biosuisse förderten in besonderem Masse die gesellschaftliche Akzeptanz des biologischen Landbaus. Die formale rechtliche Anerkennung erfolgte jedoch erst 1992, als der biologische Landbau neben der Integrierten Produktion als eine zu fördernde Produktionsform im Landwirtschaftsgesetz verankert wurde.

2.2.2 Struktur der Biolandwirtschaft in der Schweiz

Ausgelöst durch den agrarpolitischen Umbruch hat der Stellenwert der biologischen Landwirtschaft in der Schweiz in den letzten zwölf Jahren beträchtlich zugenommen: Die Anzahl der Biobetriebe hat sich seit 1997 verdreifacht, die biologisch bewirtschaftete Fläche beinahe verdoppelt (siehe Abbildung 2.7). Im Jahr 2007 wirtschafteten 6199 der Schweizer Betriebe nach den Prinzipien der biologischen Landwirtschaft, was einem Anteil von 10% entspricht. 5651 arbeiten nach den Knospen-Richtlinien der Biosuisse, davon 220 nach den Demeter-Richtlinien, die anderen wirtschafteten nach der Bioverordnung des Bundes. Die biologisch be-

2 Grundlagen

wirtschaftete Fläche beträgt 116'641 Hektaren, was einem Anteil von 11% der landwirtschaftlichen Nutzfläche der Schweiz entspricht. Ein grosser Teil der Biobetriebe befindet sich in der Berg- und Hügelizeone (60% bzw. 21% der biologisch bewirtschafteten Fläche), wo die Milch- und Fleischwirtschaft überwiegt.

Diese Verteilung ist dadurch zu erklären, dass im Gegensatz zu Gemüse- und Ackerbau- auf Milch- und Fleischwirtschaftsbetrieben für den Erhalt des Bio-Labels keine tiefgreifenden Umstrukturierungen getätigt werden müssen. Traditionelle Alpwirtschaftsbetriebe arbeiten in der Regel auch ohne Bio-Label nahezu nach den biologischen Richtlinien. Zudem ist der Arbeitsaufwand, der durch die biologische Bewirtschaftung zusätzlich entsteht, auf Milch- und Fleischwirtschaftsbetrieben kleiner als auf Ackerbau- und Gemüsebetrieben. Nur gerade 21% der Biobetriebe befinden sich in der Talzone, was durch die aufwändige Herstellung von Biogemüse und -früchten bedingt ist. Abbildung 2.8 liefert einen Überblick über die Struktur der biologischen Landwirtschaft in der Schweiz und zeigt die starke Zunahme der Betriebe in der Berg- und Hügelizeone. Als Folge der gesetzlichen Verankerung des Biolandbaus unterstützt der Bund seit 1993 die Biobetriebe mit zusätzlichen Direktzahlungen. Zur Zeit betragen die Zuschläge pro Hektare Land 1200 CHF für Spezialkulturen, 800 CHF für offene Ackerflächen und 200 CHF für Grün- und Streueflächen (Schmid et al. 2005: 6f.).

Mit der Zunahme der biologisch bewirtschafteten Fläche und der Anzahl Biobetriebe wuchs auch der Bio-Lebensmittelmarkt in der Schweiz. Ein wichtiger Meilenstein war der Einstieg von Coop (1993) und Migros (1995) in den Verkauf von Bioprodukten (Schmid et al. 2005: 6). Waren vorher der Direktverkauf ab Hof und die kleinen Bio-Läden die wichtigsten Verkaufsstellen für Bioprodukte, ist die Marktmacht der Grossverteiler kontinuierlich gestiegen: 2007 erreichte Coop einen Gesamtumsatz von 51% an den verkauften Bio-Lebensmitteln in der Schweiz, Migros knapp 25%. Der Gesamtumsatz des Biomarktes ist von 793 Mio CHF im Jahr 2000 auf 1,3 Mia CHF im Jahr 2007 gestiegen. Der Anteil der Biolebensmittel am gesamten Lebensmittelmarkt beträgt 4,6%.¹⁰

2.2.3 Anforderungen an Biobetriebe

1998 trat in der Schweiz die Bio-Verordnung („Verordnung über die biologische Landwirtschaft und die Kennzeichnung biologisch produzierter Erzeugnisse und Lebensmittel“) in Kraft. Zur Ausarbeitung der gesetzlichen Grundlagen des biologischen Landbaus orientierte man sich stark an den bereits vorhandenen Richtlini-

¹⁰Quelle: Biosuisse, Medienkonferenz 27.3.2008, auf: <http://www.biosuisse.ch/de/bioin zahlen.php>, (Stand 02/11/2008).

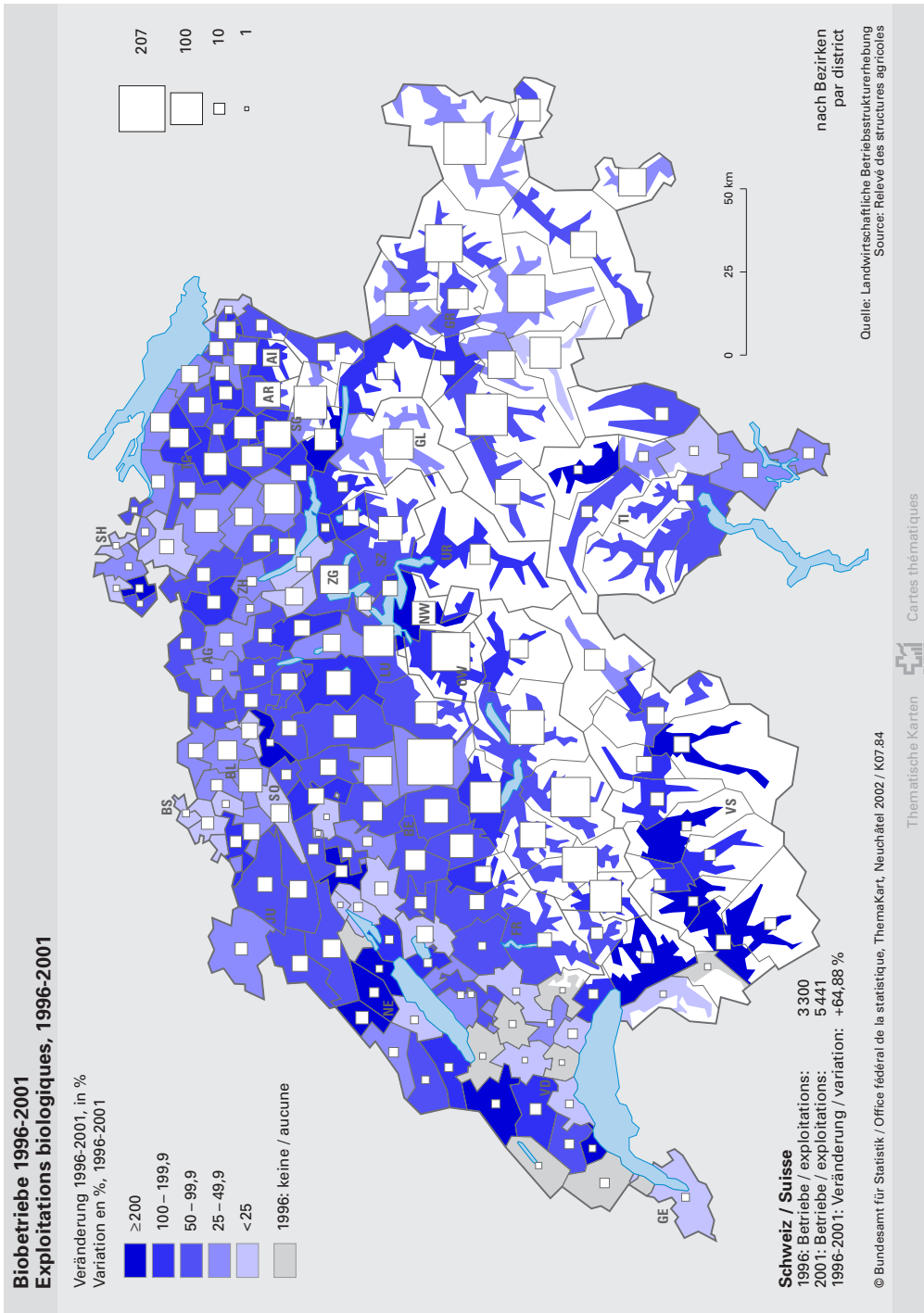


Abbildung 2.8: Räumliche Entwicklung und Verteilung der Biobetriebe in der Schweiz.

Quelle: Bfs, Kartengalerie Schweiz, auf http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/regionen/thematische_karten/maps/land-_und_forstwirtschaft/betriebe/betriebe.html, (Stand: 11/01/2009).

2 Grundlagen

en der Bio Suisse. Obwohl die Schweiz nicht EU-Mitglied ist, sind die gesetzlichen Grundlagen der EU-Bio-Verordnung angelehnt, was unter anderem Vorteile für die Vermarktung von Schweizer Bio-Produkten im Ausland mit sich bringt (Schmid et al. 2005: 6).

In der Schweiz kann ein Biobauer also entweder nach der Bio-Verordnung des Bundes, nach den strengeren Richtlinien der Bio Suisse (Knospe und Migros-Bio) oder nach den bio-dynamischen Richtlinien der Demeter arbeiten. Die Kontrolle und Zertifizierung erfolgt auf jedem Betrieb jährlich und wird für alle drei Anbaumethoden vom selben Kontrolleur durchgeführt.

Dieser Abschnitt gibt einen kurzen Überblick, welche konkreten Anforderungen an einen Biobetrieb gestellt werden und worin sich die einzelnen Labels - Bio-Verordnung, Bio Suisse und Demeter - unterscheiden. Es besteht dabei kein Anspruch auf die vollständige Wiedergabe der jeweiligen Richtlinien.

In der Bioverordnung sind für die Produktion und Aufbereitung biologischer Erzeugnisse folgende Grundsätze festgehalten:

„(a.) Die natürlichen Kreisläufe und Prozesse werden berücksichtigt. (b.) Der Einsatz chemisch-synthetischer Hilfsstoffe und Zutaten wird vermieden. (c.) Auf den Einsatz gentechnisch veränderter Organismen und deren Folgeprodukte wird verzichtet.(...) (d.) Die Erzeugnisse werden nicht mit ionisierenden Strahlen behandelt, und es werden keine bestrahlten Produkte verwendet. (e.) Die Zahl der Nutztiere ist an die für das Verwenden der Hofdünger geeignete eigene oder gepachtete landwirtschaftliche Nutzfläche anzupassen. (f.) Die Nutztiere werden während ihrer gesamten Lebensdauer auf Biobetrieben nach den Anforderungen dieser Verordnung gehalten und mit Futtermitteln, die nach dieser Verordnung erzeugt worden sind, gefüttert. (g.) Die für die landwirtschaftliche Produktion massgebenden Vorschriften des Tierschutzgesetzes (...), des Gewässerschutzgesetzes (...), des Umweltschutzgesetzes (...) und des Bundesgesetzes (...) über den Natur- und Heimatschutz werden eingehalten.“

Was diese Grundsätze für die konkrete bäuerliche Praxis bedeuten und welche strengeren Vorschriften für Demeter und Bio Suisse gelten, zeigt Tabelle 2.2.

2.3 Das bäuerliche Denken über die Zukunft

2.3.1 Genetisches Erklärungsmodell

Zur Untersuchung der Zukunftsvorstellungen von Schweizer Biobauern beziehe ich mich auf den theoretischen Rahmen des am Berner Institut für Soziologie durchgeführten Forschungsprojekts „Alltagsweltliche Szenarien für die Zukunft der

2.3 Das bäuerliche Denken über die Zukunft

Tabelle 2.2: Vergleich der Anforderungen im Biolandbau.

Quelle: eigene Darstellung nach Bio Suisse (2008).

	Bioverordnung (BV)	Bio Suisse(BS)/ Demeter (De)
Umstellung	2 Jahre.	(BS) Von BV auf BS 1 Jahr; obl. Ausbildung (2 Tage). (De) Von BS auf De 1 Jahr; obl. 4-tägiger Einführungskurs.
Bodenbearbeitung	Fruchtfolge gestalten: Vorbeugung von Schädlingen & Krankheiten, Vermeidung von Bodenerosion & -verdichtung sowie Auswaschung von Nährstoffen; schonende Bewirtschaftung; Erhaltung und Steigerung der Fruchtbarkeit und biol. Aktivität des Bodens; Abgestufter, an Düngung und Nutzung angepasster Futterbau.	(BS) Spezielle Anforderungen zur Begrünung der Fruchtfolgefleichen; Einsatz von Torf verboten. (De) Berücksichtigung der kosmischen Kräfte bei Saat und Pflege; Kompost- und Spritzpräparate verwenden.
Pflanzenschutz	Schädlings-, Krankheits- und Beikrautregulierung durch: Anpflanzen von geeigneten Arten, Sorten und Fruchtfolge, mechanische und therm. Verfahren, Förderung und Schutz der Nützlinge; geregelte zugelassene Pflanzenbehandlungsmittel; eingeschränkter Einsatz von Kupferpräparaten.	(BS) Stärkere Einschränkung des Kupfereinsatz; eigene Regelung der zugelassenen Pflanzenbehandlungsmittel. (De) Kupferverbot im Gemüsebau.
Düngung	Organischer Dünger nach Möglichkeit aus eigenem Betrieb; kein Klärschlamm; Beschränkung der ausgebrachten Nährstoffe pro ha.	(BS) mind. 50% der Nährstoffe auf eigenen Flächen ausbringen; mind. 50% der zugeführten Hofdüngern aus Biobetrieben; max. Transportdistanz für Gülle und Mist. (De) Verwendung von Präparaten bei sämtlichen Hofdüngern; mind. 1x pro Jahr Verwendung von Hornmist & Hornkiesel zu jeder Kultur.
Saat- und Pflanzgut	Aus Biobetrieben.	(BS) Herkunft speziell geregelt. (De) In erster Linie bio-dynamisches, in zweiter Linie biologisches Saatgut verwenden.
Gemüsebau	Dämpfen des Bodens nur im gedeckten Gemüsebau und für Setzlingsanzucht.	(BS) Gemüse-Anbau nur als Erdkultur; eingeschränkte Beheizung der Gewächshäuser. (De) Eingeschränkter Einsatz von Mulchfolien.
Tierhaltung und -fütterung	Tiere aus Biobetrieben; keine Vollspaltenböden; Regelmässiger Auslauf im Freien (RAUS); keine Anbindehaltung; keine Zwangsfütterung; max. 0.5% des Futters aus GVO; max. Anteil Futter aus nicht biologischem Anbau: 5% für Wiederkäuer, 10% für Nicht-Wiederkäuer.	(BS) Beschränkter Kraftfüttereinsatz bei Wiederkäuern (10%); Verbot von Kuhtrainer und Milhpulver bei Rinderhaltung. (De) Enthornung nicht erlaubt; 100% Biofutter, mind. 80% Demeter-Futter.

2 Grundlagen

Schweiz“. Der vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Studie liegen Gespräche mit 80 Personen über ihre Deutungen der gegenwärtigen Umbruchsituation und über ihre Zukunftsvorstellungen zugrunde. Honegger et al. (2002) gehen davon aus, dass alltagsweltliche Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsvorstellungen kein „loses Konglomerat von Einschätzungen, Meinungen und Ansichten“ sind, sondern aus „sinnlogisch geordneten Elementen“ bestehen. Deren Gesamtarchitektur ist von „rekonstruierbaren Stil- und Gestaltungsprinzipien“ durchzogen, die „spezifischen Traditionen“ entstammen. Zukunftsvorstellungen entstehen nun dadurch, „dass Individuen bei dem Versuch, die sie umgebende gesellschaftliche Wirklichkeit deutend zu verstehen, auf Kategorien und Interpretationsschemata Zugriff nehmen, die in kollektiven Denk- und Deutungstraditionen angelegt sind. Von den Bildern, die sie sich von ihrer jeweiligen Gegenwart machen, schliessen sie in irgendeiner Weise auf die Zukunft“ (Honegger et al. 2002: 50).

Mit ihrer Studie gelingt es den Autoren, die Annahme der in den Achzigerjahren formulierten Individualisierungsthesen, wonach sich gesellschaftliche Klassen und Grossmilieus aufgelöst hätten und sich Individuen in ihrem Denken vorwiegend an eigenen Bedürfnissen und Vorlieben orientierten, zu widerlegen. Honegger et al. (2002) zufolge ist der Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft und den Deutungs-, Denk-, und Handlungsmustern im Zuge der Individualisierung tatsächlich komplizierter geworden, er besteht aber weiterhin. Auf das von Pierre Bourdieu entwickelte Konzept des Habitus¹¹ zurückgreifend zeigen sie, „dass der Biographie eines einzelnen Menschen sowie seinen Wahrnehmungs-, Denk- und Urteilsformen ein strukturierender Kern - respektive ein bestimmter Habitus - inhärent ist, der erkennbar auf seine soziale Herkunft, sowie auf die spezifischen sozialisatorischen Bedingungen, die mit ihr charakteristischerweise verbunden sind, verweist“ (Schallberger 2001: 4). Das Denken über die Zukunft ist ebenfalls als Erzeugnis des Habitus zu verstehen: Als „Erzeugungsgrundlage von Praktiken und Vorstellungen“ entscheidet die individuelle Habitusformation darüber, was denkbar und denkmöglich bezogen auf die eigene Zukunft erscheint (Honegger et al. 2002: 53).

Nebst der sozialen Herkunft hat das berufliche Feld, in dem sich ein Individuum bewegt, einen entscheidenden Einfluss auf die formale und inhaltliche Ausgestaltung der individuellen Zukunftsvorstellungen. Im Verlaufe der beruflichen Sozialisation entwickelt sich „eine Arbeits- und Professionsethik, die mit der spezifischen Typik des beruflichen Handelns zusammenhängt“. In diesem meist sekundärsozialisatorisch erworbenen Arbeits- und Berufsethos sind Normen und Wertvorstellungen enthalten, die einen Rahmen und Masstab zur „Einschätzung vergangener wie zukünftiger gesellschaftlicher Entwicklungen“ vorgeben (Honegger et al. 2002:

¹¹vgl. Bourdieu (1987)

54).

Wie eingangs erwähnt, gehen Honegger et al. davon aus, dass Individuen bei ihrer Repräsentation der Wirklichkeit auf kollektive Denk- und Deutungstraditionen zurückgreifen. Diese persistenten kulturellen Deutungsmuster sind in den gesellschaftlichen Milieus und beruflichen Handlungsfeldern verankert und „stellen ein umfassendes Set von Denkkategorien und Sinngehalten zur Verfügung (...), auf die bei der Interpretation und Bewältigung einiger im jeweiligen Milieu resp. Handlungsfeld häufig wiederkehrender Problemstellungen routinemässig Zugriff genommen werden kann“ (Schallberger 2001: 5). Sie können aber darüber hinaus auch auf Problemstellungen angewandt werden, die nicht direkt im Zusammenhang mit dem Milieu resp. Handlungsfeld stehen, in dem sie entwickelt wurden. Zudem kann ihre handlungs- und deutungsstrukturierende Kraft auch über den historischen Entstehungskontext hinaus wirksam bleiben (Schallberger 2002b: 14).

2.3.2 Soziokulturelle Hintergründe

Diese allgemeinen Einflussfaktoren individueller Zukunftsvorstellungen werden nun konkretisiert und auf die konventionelle und biologische Landwirtschaft bezogen. Was die konventionelle Landwirtschaft betrifft, beziehe ich mich im Folgenden auf die Untersuchung von Schallberger (2001), der aufzeigt, inwiefern die bäuerliche Landwirtschaft ein spezifisches Sozialmilieu darstellt, welche spezifischen Ethiken „beruflichen“ Handelns sich in der Landwirtschaft etabliert haben und welche spezifischen Traditionen der Repräsentation von Wirklichkeit mit dem bäuerlichen Milieu verbunden sind. Die Schallbergerschen Überlegungen werden durch die Charakteristiken der biologischen Landwirtschaft ergänzt.

Das Sozialmilieu der Landwirtschaft

Die Logik der Familienwirtschaft:

Der grösste Teil der Schweizer Landwirtschaftsbetriebe ist nach wie vor familienbetrieblich organisiert. Diese Organisationsform hat sich bewährt, weil sie einerseits ein flexibles Muster der Arbeitsteilung erlaubt und andererseits eine generationenübergreifende Perspektive besitzt. Mit diesen beiden Eigenschaften ist der Familienbetrieb in idealer Weise auf die naturnahe Wirtschaftspraktik der Landwirtschaft angepasst: Die generationenübergreifende Perspektive zwingt die Bauern einerseits zu einer nachhaltigen Bewirtschaftung des Landes. Andererseits kann durch die relativ freie Verfügbarkeit der Arbeitskräfte spontan auf wechselnde saisonale und klimatische Naturbedingungen reagiert werden.

2 Grundlagen

Eine Weiterführung des elterlichen Hofes ist heute für die Erben keine Selbstverständlichkeit mehr: Während früher die Übernahme eines Bauernbetriebs im Verhältnis zu anderen möglichen sozialen Schicksalen als Privileg galt, gibt es heute zu einem bäuerlichen Dasein greifbare Alternativen. Weil sich die Machtverhältnisse auf dem Hof zudem verändert haben, kann eine Hofübernahme auch nicht mehr erzwungen werden. Der Verfall der patriarchal-väterlichen Autorität wird dadurch begünstigt, dass heute das betriebswirtschaftlich-technische Wissen, das sich der Hoferbe im Zuge einer Berufsbildung erwerben kann, für den wirtschaftlichen Erfolg mindestens so wichtig ist wie das vom Vater vermittelte partikularistische Erfahrungswissen. Durch diese veränderten Rahmenbedingungen verlieren traditionale und unhinterfragte Normalitätsunterstellungen auf den Landwirtschaftsbetrieben ihre deutungsstrukturierende Kraft (Schallberger 2002b: 6f.).

Motive für die Umstellung auf die biologische Landwirtschaft:

Für einen jungen, am biologischen Landbau interessierten Bauer stellt sich nicht nur die Frage, ob er die Hofnachfolge antreten soll. Er muss ebenfalls abwägen, ob er den Betrieb auf die biologische Bewirtschaftung umstellen soll. Dabei lassen sich drei Szenarien unterscheiden: Er kann die Umstellung gleich mit der Hofübernahme einleiten; er kann aber auch einige Jahre zuwarten und die Wirtschaftsweise nach der Hofübernahme ändern; falls der Betrieb schon biologisch geführt wurde, kann der Hoferbe schliesslich die biologische Bewirtschaftung fortsetzen bzw. sich an anderen Richtlinien orientieren (Demeter, Bio Suisse bzw. Bio-Verordnung des Bundes). Der individuelle Entscheid eines Bauern, seinen Betrieb umzustellen, ist äusserst komplex und wird durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflusst. Tabelle 2.3 gibt einen Überblick über die in der Literatur gefundenen Einflussgrössen.

Im Rahmen eines EU-Forschungsprojekts über die Grundwerte in der biologischen Landwirtschaft wurden im Winter 2004/ 2005 vom FIBL Gesprächsrunden durchgeführt, wo sich Früh- und Spätumsteller aus dem Berg- und Talgebiet der Schweiz über ihre Motive für die Umstellung auf den Biolandbau und ihre Grundwerte als Biobauern austauschten.¹² Als wichtige Gründe für die Umstellung wurden von den Schweizer Biobauern persönliche Motive genannt: die Überzeugung, die Herkunftsgarantie für selber hergestellte Produkte und Zweifel über die konventionelle Landwirtschaft. Frühumsteller waren noch sehr stark beeinflusst von Biopionieren, während für die Spätumsteller im Talgebiet die Gesundheit des Ökosystems im

¹²Es handelt sich dabei um den Schweizer Beitrag zum dreijährigen EU-Projekt „Organic Revision“, dessen Ziel die Untersuchung der ethischen Werte in der Biolandwirtschaft für die Weiterentwicklung der EU-Verordnung 2092/91 war. Die neue Verordnung ist am 1.1.2009 in Kraft getreten. vgl. http://ec.europa.eu/agriculture/organic/eu-policy/legislation_de, (Stand 15/12/2008).

2.3 Das bäuerliche Denken über die Zukunft

Tabelle 2.3: Einflussfaktoren auf den Entscheid, biologisch zu wirtschaften.

Quelle: (Padel 2008: 66); eigene Übersetzung.

Persönliche Faktoren	Persönliche Charakteristik: Hintergrund, Alter, Soziales Netzwerk, Geschlecht, Ziele, Absichten, Werte, Lebensstil, Gesundheit.
	Wissen über den biologischen Landbau: Fachkenntnis, Rentabilität, Marktentwicklung.
	Persönliche Einstellungen: gegenüber der Umwelt, gegenüber Investitionen und Technologie, gegenüber dem Wirtschaftsleben, gegenüber Herausforderungen und Wandel.
Hofspezifische Faktoren	Ertragspotential und -variabilität, Betriebsgrösse, Ausrichtung des Betriebs, Ressourcen (Kapital und Arbeitskräfte), Risiko.
Externe Faktoren	Wirtschaftlichkeit: Unterstützungsbeiträge für Biolandbau, Absatzmöglichkeiten für Bioprodukte, Aufpreis für Bioprodukte, Subventionen.
	Institutionelle Faktoren: Verfügbarkeit von Informationen, Wissenschaft, Unterstützung durch Beratung, Darlehen.
	Soziale Faktoren: gesellschaftliche Akzeptanz der Biobauern.

Zentrum des Entscheids stand. Biobergbauern nannten häufig faire Bedingungen - eine bessere Beziehungsqualität zu den Marktpartnern und den Konsumenten - als Motiv für die Umstellung. Die Biolandwirtschaft wurde zudem von den Bergbauern häufig als Überlebensstrategie und Möglichkeit zur Existenzsicherung angesehen (höhere Direktzahlungen, bessere und sicherere Preise, besserer Absatz). Dabei machten die Bergbauern darauf aufmerksam, dass die Umstellung für sie ein relativ kleiner Schritt war und sie keine grossen Investitionen tätigen mussten. Der Berufsstolz spielte bei den Talbetrieben eine Rolle - vor allem für die Frühumsteller stellte die Biolandwirtschaft eine Herausforderung dar. Die Gesundheit und Produktequalität wurde von allen Gruppen genannt: Die Biobauern wollen Produkte von hoher Qualität und ohne Rückstände herstellen (Schmid et al. 2005: 12).¹³

¹³Vgl. auch die englischsprachige und deutsche Zusammenfassung (Schmid et al. 2007: 824); (Kilchsperger & Schmidt 2005: 13).

Das berufliche Handlungsfeld der Bauern

Zentrale Bestandteile des bäuerlichen Arbeitsethos:

Der Bauer erlebt seine Arbeit dann als sinnvoll, wenn deren Erzeugnisse eine sicht- und greifbare Gestalt besitzen. Deshalb stellen rein geistige und administrative Tätigkeiten für ihn keine Arbeit im eigentlichen Sinne dar. Die subsistenzlogisch begründete Intention der Bauern, für die eigene Subsistenz möglichst hohe Erträge zu erwirtschaften, wird durch das in der Familienwirtschaft angelegte Ethos der Nachhaltigkeit restringiert. Es gilt, den Boden optimal zu bewirtschaften, was bedeutet, dass so viel aus ihm herausgeholt wird, wie es seine natürliche Regeneration erlaubt. Dieses Wissen entspricht einem familienbiographisch tradierten, partikularistischen Erfahrungswissen und wird in der Regel nicht durch formale Bildung erworben. Das Verhältnis zum universalistischen Wissen, das man sich an einer Ausbildungsstätte aneignen kann und zu wissenschaftlichen Experten ist in der Bauernschaft zutiefst ambivalent. Die Bauern gehen davon aus, dass das Expertenwissen den besonderen Bedingungen des jeweils konkreten Naturraums nie vollständig angemessen ist.

Das bäuerliche Handeln ist von einer nicht rein ökonomischen Absicht geprägt, die Arbeit sauber und korrekt auszuführen. Viele Arbeiten auf dem Bauernhof erscheinen nur dann als sinnvoll, wenn man sie auch nach moralischen und ästhetischen Kriterien bewertet. Die pedantische Ordnung auf dem Hof, die Hochstammbäume auf dem Feld, die ein effizientes Mähen verhindern, und die Blumentracht vor dem Haus mögen ökonomisch widersinnig sein; sie sind aber für das Wohlbefinden förderlich und heben den bauernweltlichen Status der wirtschaftenden Familie. „Weil all diese Tätigkeiten gerade nicht einer ökonomischen Logik folgen, fällt es Bäuerinnen und Bauern zuweilen schwer, ihnen nach ökonomischen Kriterien einen bestimmten Wert beizumessen - oder für sie gar ein Entgelt einzufordern“ (Schallberger 2001: 9). Deshalb haben die Bauern Mühe, die wirtschaftliche Legitimation der produktionsunabhängigen Direktzahlungen - dass sie für eine Leistung entgolten werden, die für sie keine ist - zu verstehen.

Die Kernkomponente des bäuerlichen Arbeitsethos wird von Schallberger als „Wille zur Domestizierung“ bezeichnet, der ebenfalls ökonomische, moralische und ästhetische Kriterien vereint: Natur wird dann als schön wahrgenommen, wenn sie bewirtschaftet, gepflegt, oder eben domestiziert wird. Wird sie sich selber überlassen, erodiere, verwildere und zerstöre sie sich selber. Die Landschaftspflege wird in diesem Verständnis als Nebenprodukt angesehen, das bei der Bewirtschaftung des Bodens wie selbstverständlich mit anfällt. Dass die Landschaftspflege auch einen in Geldziffern ausdrückbaren Wert besitzen soll, erscheint vielen Bauern schleierhaft, da es zu abstrakt gedacht ist. Schliesslich ist das bäuerliche Arbeitsethos an ein nährständisches Bewusstsein gekoppelt. Viele Bäuerinnen und Bauern verstehen

2.3 Das bäuerliche Denken über die Zukunft

sich nach wie vor als Ernährerinnen und Ernährer der Nation, auch wenn faktisch diese Aufgabe mit der zunehmenden internationalen Verflechtung der Schweiz in den Hintergrund gerückt ist (Schallberger 2001: 8f.).

Primäres vs. sekundäres ökologisches Bewusstsein:

Wie bereits erwähnt, ist eine nachhaltige Bewirtschaftung des Bodens eine unabdingbare Voraussetzung für den langfristigen Bestand eines Bauernbetriebs. Dieses in der Familienwirtschaft verankerte Wissen nennt Schallberger das „primär-ökologische Bewusstsein“. Die daran gebundene bäuerliche Naturbearbeitung bezieht sich auf folgende Regeln, die subsistenzökonomischen, ethischen und ästhetischen Ursprungs sind. (1) Die Anpassung der Intensität der Bodennutzung: Ein Bauer mit einem primär-ökologischen Bewusstsein verfolgt nicht das Ziel der kurzfristigen Maximierung von Bruttoerträgen, sondern des langfristigen Erhalts der natürlichen Produktionsgrundlagen. Im Optimum holt der Bauer soviel aus dem Boden heraus, wie es seine natürliche Regenerationsfähigkeit erlaubt. Die Defizite des primär-ökologischen Bewusstseins können darin liegen, dass die Bauern die externen Effekte der Bodenbearbeitung, also die Auswirkungen auf Gewässer, Luft und Klima tendenziell vernachlässigen. (2) Es macht den Eindruck, „dass [die] Bauern ihre Praxis von einem impliziten Vertrag her begründen, den sie mit der Natur selber unterhalten. Der Boden will und muss bewirtschaftet werden“ (Schallberger 2002b: 174). Die Bauern fühlen sich ethisch dazu verpflichtet, den Boden nicht verwildern zu lassen. (3) Die ästhetischen Regeln leiten sich fast vollständig aus den subsistenzökonomischen und ethischen Regeln ab. Das wirtschaftlich nutzbare Land wird ungeachtet des Ertrags wirtschaftlich genutzt. Die ästhetische Ordnung gerät auseinander, wenn auf einem fruchtbaren Feld Blumen gedeihen - Blumen gehören vors Haus (Schallberger 2002b: 174ff.).¹⁴

Das „sekundär-ökologische“ Bewusstsein dagegen ist an eine „Zurück zur Natur“-Ideologie gebunden, die in zwei Varianten auftreten kann: Sie kann einem anti-modernistischen Reflex entspringen und zur „artifiziellen Erzeugung sekundärer Traditionalität“ führen. Sie kann aber auch der Kenntnis ökologischer Zusammenhänge entspringen, welche „die Grenze des Hofes transzendieren“. Die bäuerliche Naturbearbeitung wird dann in globalisierte, ökologische Zusammenhänge gestellt. Die Bauern leiten daraus sowohl wissenschaftliche wie auch ethisch begründete Richtigkeitskriterien ab (Schallberger 2002b: 37).

Grundwerte von Biobauern:

In den in Kapitel 2.3.2 erwähnten Diskussionsrunden äusserten sich die Schweizer Biobauern auch zu den Grundwerten, die sie vertreten. Vielen Biobauern ist die Gesundheit der Konsumenten ein Anliegen: Sie wollen Produkte herstellen, die

¹⁴vgl. auch (Schallberger 1999: 537ff.).

2 Grundlagen

keine unerwünschten Rückstände enthalten. Besonders die Frühumsteller erachten den Erhalt der Bodenfruchtbarkeit als wertvoll. Der Grundwert der Nachhaltigkeit wird besonders häufig von den Bio-Bergbauern genannt: Sie wollen durch ihre Tätigkeit die schöne Landschaft und die Biodiversität erhalten. Ebenfalls die nachhaltige Wirtschaftsweise betreffend, erachten es viele Biobauern als sinnvoll, dass in der biologischen Landwirtschaft geschlossene Kreisläufe angestrebt werden. Die Frühumsteller im Talgebiet betonen die soziale und ökonomische Nachhaltigkeit des biologischen Landbaus. Vielen Biobauern ist das Tierwohl ein Anliegen. Weitere häufig genannte Werte sind die Eigenständigkeit und Selbstverantwortung, die mit der biologischen Landwirtschaft verbunden werden, sowie die Authentizität der Produkte und die Kundenorientierung (Schmid et al. 2005: 12).¹⁵

Bäuerliche Denk- und Deutungstraditionen

Schallberger (2002b, 1999) zeigt, dass den bäuerlichen Konzeptionen des Wirtschaftslebens zwei fundamental entgegengesetzte Denk- und Deutungsparadigmata zugrunde liegen können: Das ökonomische Denken kann entweder durch das Deutungsmuster „Subsistenz“ oder „Markt“ strukturiert sein.¹⁶

Das Deutungsmuster Subsistenz - Denken vom Hof her:

Die Wirtschaftskonzeption des subsistenzlogischen Bauers orientiert sich am einzelnen Bauernhof, der weitgehend als autarkes Gebilde betrachtet wird. Auf diesem einzelnen Hof befinden sich Arbeit und Konsum in einem physischen Gleichgewicht. Damit geht eine für die Familienwirtschaft typische Handlungs- und Deutungspraxis einher:

„Der Wert der im Haus erzeugten Güter bemisst sich nicht nach ihrem Tauschwert, sondern nach ihrem unmittelbaren Beitrag, den sie zur Subsistenz der Familie leisten. Solange die Ökonomie des Hauses in der Lage ist, auf dem Markt gehandelte Waren selber herzustellen, stellt sie sie selber her. Dies gilt auch dann noch, wenn die von ihr erzeugten Gebrauchswerte, brächte man sie auf den Markt, nicht konkurrenzfähig wären. Das ökonomische Ziel der Familienwirtschaft besteht nicht in der Maximierung von (Tausch-) Gewinnen sondern primär in der Subsistenzsicherung der auf dem Hof ansässigen Familie. So stellen alle Waren, die zugekauft werden müssen (...) einen durch Eigenproduktion vermeidbaren Kostenfaktor dar“ (Schallberger 2002b: 67-68).

Wenn der subsistenzlogisch denkende Bauer für den Markt produziert, fordert er für seine Erzeugnisse einen „gerechten Preis“. Diese Forderung beruht auf der

¹⁵Vgl. auch die englischsprachige und deutsche Zusammenfassung (Schmid et al. 2007: 824); (Kilchsperger & Schmidt 2005: 13).

¹⁶Sehr ausführlich behandelt wird die Differenz zwischen einem subsistenz- und marktlogischen Denken in Schallberger (2002b).

2.3 Das bäuerliche Denken über die Zukunft

kontrafaktischen Annahme, dass Preise auf den Höfen und nicht auf dem Markt entstehen. Die gerechten Preise garantieren in dieser Wirtschaftsauffassung die Subsistenz aller Mitglieder einer Gesellschaft. Damit geht auch eine eigensinnige Konzeption des Unternehmertums einher: Der subsistenzlogisch denkende Bauer versteht sich als „selbständigen Unternehmer“. Ziel dieses Unternehmertums ist nicht die Antizipation künftiger Marktentwicklung und die Ausrichtung der Produktion auf die Marktnachfrage, sondern die innerbetriebliche - und nicht auf die Verwertung von Werten ausgerichtete - Rationalisierung und Modernisierung und damit einhergehend eine Mehrung der Bruttoerträge. Selbständigkeit bedeutet für diesen Typ Unternehmer die Unabhängigkeit vom Markt und von politischen und rechtlichen Regulierungen. Die Sozialfigur des selbständigen Unternehmens hat seinen Ursprung in der vergangenen Agrarpolitik: In den Zeiten staatlicher Abnahmegarantien waren die Bauern bestrebt, ihre Produktion effizient zu gestalten und Kostennachteile zu mindern. In dieser Hinsicht waren sie tatsächlich Unternehmer. Die Preissignale, auf welche sie zu reagieren hatten, wurden aber nicht vom Markt, sondern vom Staat gesendet. Deshalb fiel der Verwertung von Werten in ihrem unternehmerischen Handeln keine Bedeutung zu. Die subsistenzlogisch denkenden Bauern übertrugen typischerweise das paradigmatische Modell des auf die Subsistenz ausgerichteten Bauernbetriebs auf die Ökonomie der Schweiz. Dabei stellen sie sich die Schweiz als autarkes Gebilde vor, dessen primäres Ziel es ist, möglichst viele Güter selber zu produzieren. Analog dem eigenen Betrieb können dadurch die Kosten, die durch den Import von Gütern aus dem Ausland entstehen, vermieden werden (Schallberger 2002b: 166f.).¹⁷

Das Deutungsmuster Markt - Denken vom Markt her:

Der sich am Deutungsparadigma „Markt“ orientierende Bauer versucht, als bäuerlicher Unternehmer auf lange Sicht wirtschaftlich erfolgreich zu sein. Er antizipiert künftige Marktentwicklungen, richtet sein Handeln auf Tätigkeiten aus, für die er reelle Marktchancen sieht und etabliert neue Märkte - insbesondere mittels der Strategie der Produktdifferenzierung. Dabei nimmt er immer auch ein unternehmerisches Risiko des Scheiterns in Kauf. Er versteht sich nicht nur als Produzent von Gebrauchsgütern, sondern auch als deren Verwerter und betreibt offensives Marketing. Der marktlogisch denkende Bauer anerkennt sein unternehmerisches Handeln als in Konkurrenz zu anderen in- und ausländischen Produzenten stehend. Er ist deshalb tendenziell Befürworter einer strengen Deklarationspflicht für Agrarerzeugnisse. Der marktlogisch denkende Bauer versteht sich nicht nur als Produzent von Nahrungsmitteln, sondern auch von „Kollektivgütern“, die er ebenfalls offensiv vermarktet (Schallberger 2001: 12f).

¹⁷vgl. auch (Schallberger 2001: 10f).

2.3.3 Ergebnisse einer empirischen Untersuchung

Im Folgenden präsentiere ich in einem kurzen Überblick die Resultate der von Schallberger (2001: 12ff.) durchgeführten, auf 26 Forschungsinterviews mit Bäuerinnen und Bauern unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft basierenden Analyse bäuerlicher Zukunftsvorstellungen. Schallberger fragt danach, welchen Einfluss die Eigenheiten der bäuerlichen Familienwirtschaft, das bäuerliche Arbeitsethos und die unterschiedlichen Konzeptionen des Wirtschaftslebens auf die Ausgestaltung bäuerlicher Zukunftsvorstellungen haben. Er zeigt, dass der Einfluss der unterschiedlichen Deutungsmuster des subsistenz- bzw. marktlogisch denkenden Bauern dominant ist und meist zu zwei entgegengesetzten Zukunftsszenarien führt. Die Typisierung der Zukunftsvorstellungen orientiert sich an folgenden vier Fragen: (1) des Fortbestands der Familienbetriebe, (2) der Zukunft der bäuerlich-unternehmerischen Wertschöpfung angesichts der gegenwärtigen Politisierung und Bürokratisierung, (3) der Zukunft des Bauernstands sowie (4) der künftigen gesellschaftlichen Entwicklungen und ihrer Implikationen für den Bauernstand.

Die Zukunft der Familienbetriebe:

Während es für die älteren Bauern nach wie vor eine tendenziell nicht zu thematisierende Selbstverständlichkeit darstellt, dass der Familienbetrieb und damit die Familientration weitergeführt wird, pflegen die jüngeren Bauern einen ausgesprochen pragmatischen Umgang mit der Frage der Hofnachfolge. Sie bemühen sich darum, sich ihrer Bindung an den elterlichen Hof reflexiv zu vergewissern und vermögen auch Alternativen zu einem bäuerlichen Leben oder der Tradierung des familiären Erbes zu sehen. Mit Blick auf die unsichere wirtschaftliche Zukunft stellt für viele Jungbauern auch eine Zweitausbildung oder die Aufnahme eines Nebenerwerbs eine Option dar. Dieser reflexive Pragmatismus in der Zurechtlegung möglicher Zukunftsszenarien lässt sich eher bei marktlogisch denkenden Bauern finden. Mit der Übernahme des Hofes verbinden hingegen auch die subsistenzlogisch denkenden Bauern eine Erwartung: Sie erhoffen sich auf den einzelnen Betrieben eine klare Trennung der Generationenhaushalte sowie eine Ausdifferenzierung des Familienlebens vom Arbeitsleben. Auch wenn sie sich beispielsweise flexiblere Formen der Freizeitgestaltung wünschen, sind sich die Bauern bewusst, dass eine vollständige Anpassung an das „bürgerliche“ Modell nicht möglich und auch nicht wünschenswert ist. Andererseits befürchten viele Bauern aber auch, dass für die Sicherung des ökonomischen Erfolgs in Zukunft die Beanspruchung der ganzen Familie auf dem Hof noch grösser werden könnte. Dies führt dazu, dass die Einschätzung der künftigen Bedeutung der Familienbetriebe ambivalent ausfällt: Einerseits wird diagnostiziert, dass eine partielle „Verbürgerlichung“ zu einer

2.3 Das bäuerliche Denken über die Zukunft

Abschwächung der familienbetrieblichen Struktur führen wird. Andererseits wird wegen der Vorzüge des Familienbetriebs dieser Organisationsform noch eine lange Zukunft zugesprochen, die mitunter auch zur Selbstausbeutung und Überlastung der einzelnen Familienmitglieder führen kann.

Politisierung/ Bürokratisierung und bäuerlich-unternehmerische Wertschöpfung:

Die Art und Weise wie sich die Bauern zur Zukunft der Schweizer Landwirtschaft äussern, hängt davon ab, wie sie mit den momentanen agrarpolitischen Entwicklungen zurecht kommen. Es lassen sich grosse Unterschiede zwischen den subsistenz- und den marktlogisch denkenden Bauern feststellen.

Der idealtypisch subsistenzlogisch denkende Bauer kann der neuen Agrarpolitik keinen Sinn abgewinnen und steht aus vier Gründen dem Instrument der Direktzahlungen skeptisch gegenüber: (1) Der Wertcharakter der produktionsunabhängigen Direktzahlungen ist ihm schleierhaft, weil er nicht einsieht, weshalb er fürs Nichtstun entgolten werden soll. (2) Die geforderte Extensivierung der Produktion widerspricht dem subsistenzökonomischen Handlungsmotiv der Bruttoertragsmehrung und dem bäuerlichen Arbeitsethos als Schaffens-Ethos. Zudem erweckt sich dem subsistenzlogisch denkenden Bauer der Eindruck, dass er durch die Extensivierung der Produktion das Mandat der Natur verletzt, sie zu bewirtschaften. (3) Anstelle der Direktzahlungen fordert er einen gerechten Preis für seine Produkte. (4) Mit seinem primärökologischen Bewusstsein geht der subsistenzlogische Bauer davon aus, die Natur bereits nachhaltig zu bewirtschaften. Die ökologische Bewirtschaftung muss ihm deshalb nicht vom Staat vorgeschrieben werden.

Aus dieser Gegenwartsdiagnose entwickeln die subsistenzlogisch denkenden Bauern typische Muster von Zukunftsbildern: Der resignative Typus blendet die Zukunftsfragen aus und zieht sich auf die Problemstellungen des Alltags zurück. Der nostalgisch-restaurative Typus glaubt, dass sich die neue Politik bald als Irrweg entpuppt und die Schweiz wieder zur alten Ordnung zurückfinden wird. Dies wird insbesondere dann der Fall sein, wenn die Schweiz von einem Krieg oder einer Katastrophe ähnlichen Ausmasses heimgesucht wird. Der dekonstruktivistische Typus sieht vollständig ein, dass die Bauern unter der alten Agrarpolitik viel zu gut gelebt haben und von der Politik fürsorglich behandelt wurden. Er kritisiert die alte Ordnung, ohne jedoch eine mögliche neue zu sehen, weshalb die Zukunft für ihn wie für den resignativen Typus leer bleibt.

Ohne in eine Euphorie auszubrechen erblickt der marktlogisch denkende Bauer in der Neuordnung der Agrarpolitik eine Chance, sich fortan als echter Unternehmer betätigen zu können und als solcher die Zeichen des Marktes zu interpretieren und die Produktion flexibel auf die Marktbedürfnisse auszurichten. Der marktlogisch denkende Bauer ist ein Befürworter der Direktzahlungen: Er hat ein Bewusstsein

2 Grundlagen

dafür, dass es zu den Aufgaben der Bauern gehört, die Bevölkerung auf die neben der Produktion von Konsumgütern erbrachten Leistungen der Landwirtschaft hinzuweisen.

In einem Punkt ist sich der markt- und subsistenzlogisch denkende Bauer einig: „Er wehrt sich entschieden dagegen, von der gegenwärtig um sich greifenden Ökotechnokratie in ökologischen Fragen als ein Laie behandelt zu werden“ (Schallberger 2001: 19).

Die Zukunft des Bauernstandes:

Die Bauern sind sich in ihrer Einschätzung der agrarstrukturellen Entwicklung einig: Die Zahl der Schweizer Landwirtschaftsbetriebe wird noch einmal rasant zurückgehen; der Anteil der Nebenerwerbsbetriebe wird demgegenüber zunehmen. Die Ursachen und Konsequenzen des Strukturwandels werden jedoch unterschiedlich eingeschätzt:

Das Bauernsterben ist für den subsistenzlogisch denkenden Bauer eine Folge der gesunkenen Preise und der unsicheren Rechtslage. Er ist der Überzeugung, dass die Grossbetriebe die Hauptprofiteure der Direktzahlungen sein werden. Sorge bereitet ihm aber nicht nur der quantitative Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung, sondern die Zunahme der Nebenerwerbsbetriebe. Diese verhalten sich in seinen Augen zu den Bauern, die ihren Beruf mit ganzem Leib und ganzer Seele ausführen, parasitär und nehmen diesen - indem sie auf ihrem Land sitzen bleiben - die Existenzgrundlage weg. Der subsistenzlogisch denkende Bauer hat den Eindruck, dass die Direktzahlungen der gesellschaftlichen Wertschätzung der Bauern schaden. Er unterstellt der nichtbäuerlichen Bevölkerung, die Logik der produktionsunabhängigen Direktzahlungen nicht zu verstehen.

Für den marktlogisch denkenden Bauer wird die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft von der Entwicklung der gesellschaftlichen Wertschätzung abhängig gemacht. Er ist der Meinung, dass jeder Bauer, um das System der Direktzahlungen langfristig zu sichern, die produktionsunabhängigen Leistungen offensiv vermarkten muss. In seiner Sicht müssten sich die Bauern kollektiv organisieren, um ihre Interessen wirksamer vertreten zu können. Für den marktlogisch denkenden Bauer ist der „Bauernstand“ nicht mehr ein über seine gesellschaftliche Funktion und Stellung definierter „Stand“, sondern die organisationsmässige Bündelung ökonomischer Interessen und bildet eine Gegenmacht zur Marktmacht der Grossverteiler.

Gesellschaftliche Entwicklung und ihre Bedeutung für die Bauern:

Auf die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft angesprochen, kommen die Bauern von sich aus jeweils sehr schnell auf die EU-Frage zu reden. Auch hier unterscheiden

2.3 Das bäuerliche Denken über die Zukunft

sich die Antworten der subsistenz- und marktlogisch denkenden Bauern:

Dem subsistenzlogisch denkenden Bauern erscheint die Schweiz wie ein traditionell strukturierter Bauernbetrieb mit einer geschlossenen Subsistenzökonomie. Aus dieser Vorstellung nationaler Autarkie heraus argumentiert er vor allem politisch und nicht so sehr ökonomisch gegen einen EU-Beitritt: Er wehrt sich dagegen, dass die Schweiz ihre Souveränität an die EU oder an supranationale Organisationen wie die WTO oder UNO abgibt.

Demgegenüber findet die Auseinandersetzung des marktlogisch denkenden Bauern mit einem möglichen EU-Beitritt mehr auf einer ökonomischen, als auf einer politischen und kulturellen Ebene statt. Der Optimist glaubt, dass die Schweizer Nischenprodukte auf dem EU-Markt einen Platz finden werden. Der Pessimist glaubt nicht daran, dass die Schweiz gegenüber den anderen EU-Ländern konkurrenzfähig sein wird und befürchtet, dass der einheimische Markt von billigen Agrarerzeugnissen überschwemmt werden wird. Seine Hoffnung beruht darauf, dass sich politische Steuerinstrumente entwickeln werden, „mit denen für Kostenwahrheit - d.h. die vollständige Internalisierung sozialer und ökologischer Kosten in den Preis - gesorgt werden kann“ (Schallberger 2001: 22). Er kann sich vorstellen, dass sich unter diesen Bedingungen die Chance lokaler Anbieter erhöhen können, da sich das von ihm als grotesk betrachtete Herumkarren der Ware einmal nicht mehr lohnen wird.

Fazit:

Schallberger kommt zum Schluss, dass sich vor allem bei jüngeren Bauern neue Handlungs- und Identitätsentwürfe abzeichnen. Auch wenn es nach wie vor „habituelle und mentale Barrieren“ gibt, die eine reibungsfreie Anpassung an die neuen Verhältnisse verhindern, ist bei ihnen eine Lust spürbar, sich den neuen Herausforderungen zu stellen. Dies fällt insbesondere den marktlogisch denkenden Bauern einfacher, die sich als Mitglieder einer gesellschaftlichen Gruppe sehen, deren Leistungen zugunsten des Gemeinwohls eine milliardenschwere Wertschätzung entgegengebracht wird. Demgegenüber sehen sich diejenigen Bauern, deren Denken in den „Subsistenz“-Kategorien verharret, als Mitglieder einer betrogenen, marginalisierten und almosenabhängigen sozialen Gruppe. Ihnen gelingt es nicht, ein positives Bild der Zukunft zu zeichnen (Schallberger 2001: 23).

2 Grundlagen

3 Methodik

Der empirische Teil dieser auf den Prämissen der qualitativen Sozialforschung¹ beruhenden Arbeit basiert auf vier nicht-standardisierten, vollständig transkribierten und anonymisierten Einzelinterviews, die im Sommer 2008 auf den Höfen der Biobäuerinnen und -bauern geführt wurden.² Zu Beginn der Interviews wurden die Gesprächspartnerinnen und -partner jeweils aufgefordert, mir ihren Betrieb vorzustellen bzw. mir den Hintergrund ihrer beruflichen Laufbahn zu schildern. Die Gesprächsführung meinerseits war nicht direktiv, jedoch themenzentriert: Ich stützte mich dabei auf einen zuvor ausgearbeiteten Fragekatalog, der die mich interessierenden Dimensionen - die Motive der Hofübernahme und der Umstellung auf den biologischen Landbau, der berufliche Werdegang, die Entwicklung des Betriebs, die Einschätzung der Agrarpolitik seit 1996, die Zukunftsvorstellungen bezogen auf den eigenen Betrieb und die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft - enthielt. Am Schluss der dreiviertel- bis zweistündigen Interviews³ wurden die objektiven Daten zur Herkunftsfamilie der Biobäuerinnen und -bauern (Alter, Kinder, Geschwister, Jahrgang und Beruf der Eltern,...) sowie Angaben zum landwirtschaftlichen Betrieb (Grösse, Tiere, Einnahmequellen, Mitarbeiter,...) tabellarisch erfasst. Diese objektiven Daten waren aufschlussreich zur Beantwortung von Fragen wie beispielsweise der primär- und sekundärsozialisatorischen Umstände des Falles.

¹Für eine detaillierte Darstellung der qualitativen Sozialforschung und der hier verwendeten Begriffe vgl. Flick (1995) und Mayring (2002). In meinem methodischen Vorgehen orientierte ich mich in weiten Teilen an Neuhaus & Schallberger (n.d.).

²Das Interview mit Rosa Kohli fand am 20. Juni, dasjenige mit Caduffs am 1. Juli, jenes mit Ernst Wüthrich am 3. September und das mit Res Flückiger schliesslich am 21. Oktober 2008 statt.

³Das letzte und längste Interview führte ich abends, was sich im Nachhinein als geeigneter Zeitpunkt erwies, da sich die Bauern wohl nach Feierabend eher Zeit für ein längeres Gespräch nehmen.

3.1 Fallauswahl

Bei der Fallauswahl orientierte ich mich am Prinzip des *theoretischen Samplings*⁴: Die Gesprächspartner wurden dabei nicht zum Voraus nach bestimmten Merkmalskombinationen ausgewählt. In einem schrittweisen Vorgehen suchte ich mir den jeweils nächstfolgenden Fall gestützt auf die Analyse der bisherigen Fälle aus. Dieser neue Fall wies in seinen objektiven Strukturdaten Merkmalskombinationen auf, die erwarten liessen, dass die Auswertung des Falls den bisherigen Forschungsergebnissen neue hinzufügen, bzw. diese verfeinern würden. In meinem Vorgehen wechselten sich also Datenerhebung und -auswertung ab (Neuhaus & Schallberger n.d.: 11ff.). Konkret erfolgte meine Fallauswahl folgendermassen: Das erste Interview führte ich mit Rosa Kohli, von der mir bekannt war, dass sie ihren Hof schon über zwanzig Jahre biologisch bewirtschaftet und daher als Bio-Pionierin gilt. Als Kontrastfall zu dieser erfahrenen Biobäuerin in der Umgebung von Bern hielt ich Ausschau nach einer bio-dynamisch wirtschaftenden Bergbauernfamilie. Im Internet bin ich auf Caduffs gestossen, die mir als besonders interessant erschienen, da die Familie kürzlich einen neuen Betrieb aufgebaut hat, was mich ein Gefühl der Sicherheit bezogen auf ihre eigene Zukunft vermuten liess. Nach der Auswertung dieses Interviews stellte ich mir die Frage, ob sich nicht ein bio-dynamisch wirtschaftender Bauer finden liesse, dessen Motive für die Umstellung vor allem ökonomischer Natur waren, was sich bei der Auswertung des Falls Caduff als deren Feindbild erwiesen hatte. Ich fand ihn - zumindest ansatzweise - in der Person von Ernst Wüthrich. Als letzten Fall suchte ich schliesslich einen Bauer, der in den Neunzigerjahren als Folge der veränderten agrarpolitischen Rahmenbedingungen die Produktion umstellte und nun wieder konventionell wirtschaftet. Dank der Hilfe von Bio Suisse bin ich auf meinen letzten Interviewpartner Res Flückiger gestossen.

Aus forschungsökonomischen Gründen begrenzte ich die Anzahl Fälle auf vier. Es wäre im begrenzten Zeitraum meiner Diplomarbeit von einem Jahr nicht möglich gewesen, ein umfangreicheres Datenmaterial objektiv hermeneutisch auszuwerten.

3.2 Protokollierung

Da ich meine Interviews einer hermeneutischen Analyse unterzog, war eine detailgetreue Transkription erforderlich. Dazu habe ich die in Dialekt geführten und auf

⁴Zum Prinzip des theoretischen Samplings vgl. Strauss & Corbin (1996)

Tonband aufgezeichneten Gespräche eins zu eins ins Hochdeutsche übertragen, wobei nicht übersetzbare Begriffe in Dialekt belassen wurden. Für die belegenden Interviewzitate in Kapitel 4 wie auch für die sich im Anhang befindenden Transkripte wurden folgende Zeichen verwendet: Satzabbrüche werden durch Kommas, Wortabbrüche durch Bindestriche markiert. Bei zwischen //Doppelschrägstrichen// stehenden Begriffen handelt es sich um Aufmerksamkeits- bzw. Bestätigungsfloskeln der zuhörenden Person. Dasselbe Zeichen wird verwendet, wenn die Interviewerin und der Interviewte gleichzeitig sprechen. Die in runden (Klammern) stehenden Begriffe geben Hinweise auf das Geschehen während des Interviews. Zwei oder drei Punkte stehen für eine kurze bzw. längere Pause. Ausdrücke in **fetter** Schrift verweisen auf eine Betonung des Sprechenden.

3.3 Fallrekonstruktion

Für die Analyse der vier Interviews bediente ich mich dem sequenzanalytischen Verfahren der Objektiven Hermeneutik.⁵

Aus der Perspektive der Objektiven Hermeneuten ist das generelle Erkenntnisinteresse der Sozialwissenschaften, die Welt verstehend zu erfassen. Die Objektive Hermeneutik bietet von den verschiedenen Schulen qualitativer Sozialforschung eine sehr präzise ausformulierte methodische Kontrolle der wissenschaftlich-empirischen Operation des Verstehens. Der Name „objektive“ Hermeneutik rührt daher, dass der Ansatz grundsätzlich zwischen der subjektiven Bedeutung, die eine Äusserung bzw. Handlung für den Beteiligten hat und ihrer objektiven Bedeutung, auch latente Sinnstruktur genannt, unterscheidet. Ziel einer objektiv hermeneutischen Sequenzanalyse - des mehrstufigen wissenschaftlichen Interpretationsverfahrens, das die Grundoperation dieser Methode darstellt - ist die rekonstruktive Erschließung der Strukturierungsgesetzlichkeiten bzw. habituellen Dispositionen und Motivierungen, die einer protokollierten Äusserung des betreffenden Falles zu Grunde liegen. Damit ist auch geklärt, dass es sich bei der Objektiven Hermeneutik nicht um ein Verfahren der Fallbeschreibung, sondern der Fallrekonstruktion handelt, die der Rekonstruktionslogik und nicht der Subsumtionslogik folgt. Weil in einer Fallbeschreibung die Beobachtungsdaten unter im Voraus bereits festgelegte und methodisch unkontrolliert gewonnene Begriffe, Kategorien und Theorien subsumiert werden, verharrt sie bei der Erschließung des latenten Sinns einer Äusserung bzw. Praxis nur an der Oberfläche. Fallbeschreibungen sind also blosse Illustrationen

⁵ Auf eine detaillierte Darstellung der Methode wird hier verzichtet, vgl. dazu Oevermann (1981), Oevermann (2000), Oevermann (2002) und Wernet (2006). Exemplarisch vorgeführt wird das Verfahren beispielsweise in Oevermann (1988).

3 Methodik

und vermögen an der erfahrbaren Wirklichkeit nichts Neues aufzuschliessen. Beim rekonstruktionslogischen Verfahren der Objektiven Hermeneutik stellen indes Begriffe, Kategorien, Typen oder Theorien nicht den Ausgangspunkt, sondern das Ergebnis der Forschungsarbeit dar (Oevermann 2002: 6).

Der Objektiven Hermeneutik liegt die Auffassung zu Grunde, dass sich der Gegenstand der sinnverstehenden Wissenschaft erst durch die Sprache bildet und als Text in Erscheinung tritt. Folglich kann die empirische Sozialwissenschaft Aussagen über ihren Gegenstand an nichts anderem als an Texten überprüfen. Untersuchungsgegenstand der Objektiven Hermeneutik, die als Verfahren der Textinterpretation zu verstehen ist, sind Protokolle des realen Vollzugs von Lebenspraxis, oder anders ausgedrückt „vertextete soziale Wirklichkeit“. Ein Protokoll kann daher ein Kunstwerk, ein Foto, eine protokollierte Beobachtung oder wie in meiner Untersuchung ein Interviewtranskript sein (Wernet 2006: 11-12).

Zu den wichtigsten konstitutionstheoretischen Grundlagen der Objektiven Hermeneutik gehört das Verständnis sozialen Handelns als eines regelgeleiteten. Jede Handlung, jede soziale Praxis bewegt sich in einem Raum regelerzeugter Möglichkeiten, die nicht hintergebar sind. „Die Anwendung von Regeln ist konstitutiv für den sinnvollen Vollzug sowie für das Gelingen sozialer Praktiken“ (Neuhaus & Schallberger n.d.: 36). Soziale Praktiken, Institutionen und Gebilde besitzen des Weiteren die Eigenschaft der Sequenzialität und Zukunftoffenheit. „Jedes scheinbare Einzel-Handeln ist sequentiell im Sinne wohlgeformter, regelhafter Verknüpfung an ein vorausgehendes Handeln angeschlossen worden und eröffnet seinerseits einen Spielraum für wohlgeformte, regelmässige Anschlüsse. An jeder Sequenzstelle eines Handlungsverlaufs wird also einerseits aus den Anschlussmöglichkeiten, die regelgemäss durch die vorausgehenden Sequenzstellen eröffnet wurden, eine schliessende Auswahl getroffen und andererseits ein Spielraum zukünftiger Anschlussmöglichkeiten eröffnet“ (Oevermann 2000: 64).

Konkret sind im sequenzanalytischen Verfahren der Objektiven Hermeneutik an jeder Sequenzstelle zwei Parameter von Bedeutung. Der erste ist derjenige der Spielraumeröffnung, zu deren Bestimmung an der Textstelle eine so genannte Normalitätsfolie gezeichnet wird. D.h., es wird gedankenexperimentell und ohne Beizug von Kontextwissen zu explizieren versucht, innerhalb welcher möglicher pragmatischer Umstände die analysierte Aussage einen Sinn ergibt, was auf die Explizierung des objektiven Sinns abzielt. Bei dieser Bildung von textadäquaten Lesarten wird vorerst also ausgeblendet, welcher subjektive Sinn der Handelnde mit der Aussage verbindet. Anschliessend wird diese kontextfreie Interpretation mit der tatsächlichen Äusserung kontrastiert. Der zweite Parameter entscheidet darüber, welche Auswahl konkret getroffen wird. Es ist „(...) ein Parameter von Auswahlprinzipien und -faktoren, der alle Komponenten und Elemente der Dis-

poniertheit der verschiedenen beteiligten Lebenspraxen und Handlungsinstanzen umfasst“ (Oevermann 2002: 7f). Die Anschlüsse, die getroffen werden, sind nicht einfach beliebig, sondern weisen eine bestimmte Struktur auf. Die Rekonstruktion der Art und Weise, wie der Handelnde vor dem Hintergrund des jeweils Möglichen respektive Erwartbaren seine Entscheidungen trifft, führt dann zu Aussagen über die Strukturierungsgesetzlichkeit des Handelns, auch Fallstruktur genannt. Zum Grundprinzip der Sequenzanalyse gehört es, möglichst bald, d.h. nach der Analyse einer ersten Sequenz, eine riskante Fallstrukturhypothese zu formulieren, die an weiteren, möglichst strittigen Textstelle überprüft wird. In jeder nächsten Sequenz kann die bis dahin kumulativ aufgebaute Fallrekonstruktion grundsätzlich scheitern bzw. modifiziert werden.

In der Objektiven Hermeneutik ist es üblich, zur Pointierung der Fallstrukturhypothese bekannte und kontrollierbare Strukturdaten (auch objektive Daten genannt) beizuziehen. Der Vergleich der vor der Sequenzanalyse gewonnenen erwarteten Fallstrukturhypothese aus den objektiven Daten (biographische Informationen, Daten zur Grösse und Art des Bauernbetriebs etc.) mit der Fallstrukturhypothese aus der Analyse der Eingangssequenz kann äusserst aufschlussreich sein (Schallberger 2002b: 195).

Ich habe mich für eine fallzentrierte Darstellung entschieden, die das methodische Vorgehen teilweise sichtbar macht.⁶

3.4 Generalisierung der Ergebnisse

Meine Untersuchung der Zukunftsvorstellungen von Biobäuerinnen und -bauern in der Schweiz ist auf der Mikroebene von vier Bauernfamilien in unterschiedlichen Kontexten angesiedelt. Dies ist gewiss zu wenig Material, um zu einer allgemeinen Theorie bzw. abschliessenden Typologie biobäuerlicher Zukunftsvorstellungen zu gelangen. Mit dem sequenzanalytischen Verfahren der Objektiven Hermeneutik wurde aber ein Verfahren gewählt, das über den individuellen Fall hinaus durch dessen Einbettung in die subjektiven Lebensumstände immer auch das Allgemeine zum Ausdruck bringt. So widersprechen Honegger et al. (2002: 61) dem gängigen Vorwurf gegen fallrekonstruktive Verfahren in den Sozialwissenschaften, sie blieben auf der Ebene des Einzelfalls stecken: „Wo sonst (...) sollte denn ein gesellschaftlich Allgemeines sich in irgendeiner Weise äussern können, wenn nicht in den konkreten und partikularen Einzelercheinungen des sozialen Lebens?“ Im Gegensatz zu subsuntionslogischen Verfahren trifft die Fallstrukturgeneralisierung keine Aussage über die Häufigkeit einer Merkmalsausprägung im Sinne einer statistischen

⁶Weitere Hinweise zur Form der Darstellung finden sich zu Beginn von Kapitel 4.

3 Methodik

Generalisierung (Wernet 2006: 20). Durch die Analyse der vier Fälle werde ich folglich kein Fazit im Stil von „50% der Biobauern sehen die Zukunft positiv“ ziehen. Intendiert werden vielmehr Strukturgeneralisierungen des Typs: Worin besteht die Eigenart des biobäuerlichen Denkens über die Zukunft und wie lässt sich die Entsehung von Zukunftsvorstellungen erklären? (Neuhaus & Schallberger n.d.: 13). Strukturgeneralisierung ist demnach der Erkenntnismodus, bei dem von der Betrachtung eines Einzelfalls auf dessen allgemeine Struktureigenschaften geschlossen wird. Zudem kennt man, da in der Sequenzanalyse immer alle Möglichkeiten expliziert werden, welche die Fallstruktur hätte annehmen können, nicht nur die analysierte Fallstruktur, sondern mit ihr auch viele andere hypothetischen Fälle. Oevermann (2002: 14) weist darauf hin, dass die Fallstrukturgeneralisierung als „qualitative Induktion“ gegenüber der empirischen Generalisierung als „quantitativer Induktion“ bezeichnet werden kann: Der „Argumentbereich besteht nicht aus einzelnen beobachteten Messwerten, sondern aus rekonstruierten Sequenzen (...). Da nun (...) diese Sequenzen sich aus dem Zusammenspiel von sinnlogischen Erzeugungsregeln (Parameter 1), die die Möglichkeiten schaffen und die Zukunft jeweils eröffnen, und von Auswahlmaximen (Parameter 2), die die Fallstrukturgesetzlichkeit ausmachen, ergeben, liefert die Strukturgeneralisierung sowohl Aussagen bzw. Darstellungen von Regeln auf der Ebene des Parameters 1 als auch Fallstrukturgesetzlichkeiten bzw. Gesetzmässigkeiten, die den Fall als solchen in seiner Besonderheit charakterisieren, auf der Ebene des Parameters 2“.

4 Kontrastierende Fallanalysen

In der Folge werden die Porträts von vier kontrastierenden Fällen gezeichnet. In der Fallanalyse soll der Frage nach dem Herkunftsmilieu der Biobäuerinnen und -bauern, ihrem beruflichen Selbstverständnis, den dominanten Deutungsmustern sowie ihren Zukunftsvorstellungen nachgegangen werden.

Aufgrund des Persönlichkeitsschutzes sind die Fälle komplett anonymisiert, ihre Namen durch Phantasienamen ersetzt. Die vollständigen Transkripte finden sich im Anhang. Die in den Fallanalysen zitierten Passagen sind mit den Zeilennummern belegt.

Die Fälle wurden an Hand des sequenzanalytischen Verfahrens der Objektiven Hermeneutik ausgewertet (siehe Abschnitt 3.3). Die Darstellung ist einerseits methodengeleitet; stellenweise, namentlich bei der Analyse der Eingangssequenz, wird das konkrete methodische Vorgehen sichtbar gemacht. Aus Gründen der Lesbarkeit verzichte ich auf eine vollständige Wiedergabe aller Analyseschritte. Die weiteren Resultate sind inhaltlich sinnlogisch gruppiert.

Die vier Fälle sind alle nach dem selben Schema aufgebaut: Zu Beginn jedes Porträts gebe ich die objektiven Daten des Falls wieder, aus denen ich eine erste, möglichst riskante Fallstrukturhypothese ableite. Danach folgt, losgelöst von den objektiven Daten, die detaillierte Analyse der Eingangssequenz, wo das Verfahren der Sequenzanalyse nachvollziehbar dargestellt wird.¹ Aus der Analyse der Eingangssequenz formuliere ich wiederum eine Fallstrukturhypothese, die mit derjenigen aus der Analyse der objektiven Daten verglichen wird. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse werden am restlichen Interviewmaterial konkretisiert bzw. ergänzt und thematisch geordnet dargestellt. Vor dem Fazit werden jeweils die Zukunftsvorstellungen des Falls konkretisiert.

¹Wobei ich auch dort aus Gründen der Lesbarkeit auf eine vollständige Explikation aller möglichen Lesarten verzichte und diejenigen präsentiere, die sich in der weiteren Analyse als die plausibelsten erwiesen.

4.1 Rosa Kohli

Das Interview mit Rosa Kohli findet an einem schönen Frühsommertag bei ihr auf dem Hof statt. Nach den vergangenen Regentagen steht eine Menge Arbeit an. Dennoch nimmt sich Rosa kurz Zeit für ein Gespräch, das wir am Küchentisch führen.²

4.1.1 Objektive Daten

Der Biohof von Rosa Kohli liegt in einem kleinen Weiler ungefähr 10 Kilometer ausserhalb von Bern auf 700 Metern über Meer. Rosa wird 1952 als drittes Kind geboren und wächst auf dem Hof, den sie heute zusammen mit ihrem Partner bewirtschaftet, auf. Ihr Vater, Jahrgang 1916, ist gelernter Landwirt, die vier Jahre jüngere Mutter Bäuerin. Rosas älterer Bruder und die ältere Schwester machen die Lehrerausbildung, die jüngere Schwester wird kaufmännische Angestellte und arbeitet heute für ein Bundesamt. Als junge Frau besucht Rosa Kohli eine Handelsschule und bereist ferne Länder; sie macht unter anderem ein Praktikum in Neuseeland. 1981 heiratet sie und übernimmt im selben Jahr zusammen mit ihrem Mann den elterlichen Hof, den sie gleich bei der Übernahme auf organisch-biologischen Landbau umstellt. Bio ist zu dieser Zeit noch etwas sehr Spezielles, Verrücktes - *die Leute haben das Gefühl gehabt, jetzt spinnt sie total*³ - beschreibt sie die Reaktionen ihres Umfelds auf die Umstellung. Vor der Hofübernahme absolviert Rosa die für Frauen damals typische landwirtschaftliche Ausbildung: bäuerliche Haushaltslehre, Hauswirtschaftsschule und Bäuerinnenprüfung. Nach sechs Jahren geht Kohlis Ehe in die Brüche. Rosa bleibt mit ihrer zweijährigen Tochter auf dem Hof, den sie dank der Unterstützung ihrer Eltern weiterführen kann.

Zu ihrem Betrieb, der in der Talzone liegt, gehören 14 Hektaren Land, das sich in die Hügelzone erstreckt und 10 Hektaren Wald, teilweise in der Bergzone 1 liegend.⁴ Angebaut werden auf 6 Hektaren verschiedene Getreide - Weizen, Dinkel, Roggen, Hafer -, Kartoffeln und auf anderthalb Hektaren Gemüse. Das Getreide vertreibt Rosa über eine Genossenschaft; das Gemüse und die Kartoffeln werden

²Im Transkript stehen die Initialen „F“ für die Interviewerin und „R“ für Rosa.

³Interview mit Rosa Kohli, vom 20. Juni 2008, Zeile 229f.

⁴Um den erschwerenden Produktions- und Lebensbedingungen bei der Anwendung des Landwirtschaftsgesetzes Rechnung zu tragen, hat das BLW die landwirtschaftliche Nutzfläche der Schweiz in verschiedene Produktionskataster unterteilt: Sömmerungs-, Berg- und Talgebiet. Berggebiet und Talgebiet sind in weitere Zonen untergliedert: Bergzone 1-4, bzw. Tal- und Hügelzone (Bundesamt für Landwirtschaft 2008b). Die Karte der landwirtschaftlichen Zonierung kann auf der Website des BLW eingesehen werden: <http://www.blw.admin.ch/themen/00015/00182/index.html?lang=de>, (Stand, 16/12/2008).

vollumfänglich direkt vermarktet. Von März bis Dezember steht Rosa Kohli jeden Mittwochmorgen am eigenen Marktstand im nahe gelegenen Dorf. Weitere Verkaufsstellen mit Selbstbedienung befinden sich auf dem Hof und ungefähr 500 Meter vom Hof entfernt an einem Parkplatz, der vor allem von Spaziergängern und Ausflüglern frequentiert wird. Bis vor 10 Jahren wurde auf dem Hof von Rosa noch gemischtwirtschaftlich gearbeitet: Nebst dem Acker- und Gemüsebau hatte sie 12-14 Milchkühe im Stall stehen. Da die Nachfrage nach Biogemüse drastisch anstieg, spezialisierte Rosa Kohli ihren Betrieb und verkaufte die Kühe. Nun kann sie mit ihrem Partner im Winter, zwischen Januar und März, jeweils in die Ferien fahren, was mit Kühen und Stall unmöglich wäre. So waren die beiden vor zwei Jahren auf einer längeren Brasilienreise, die Rosa zweimal im Interview erwähnt. Rosas Partner hält die Maschinen in Stand und schaut zu Ackerbau und Wald, sie kümmert sich vorwiegend um das Gemüse und die Blumen, die ihre Leidenschaft sind: Rosa verkauft jede Woche 30-40 Blumensträuße auf dem Markt. Im Sommer werden die beiden von drei Saisonarbeitskräften unterstützt, die zu insgesamt 110% Prozent angestellt sind. Der 92-jährige Vater wohnt immer noch auf dem Hof und hilft, so gut es geht, mit. Rosa ist der Auffassung, dass man als Biobäuerin nie ausgelernt habe: Es ist ihr ein wichtiges Anliegen, sich weiterzubilden. Dazu besucht sie immer wieder Kurse am FIBL und Inforama⁵ und hält sich über die Fachliteratur auf dem Laufenden.

4.1.2 Rosa, die entschlossene Biopionierin?

Rosa Kohli wächst in einem traditionell bäuerlichen Milieu auf. Als ihr Vater mit 65 Jahren in Pension geht, übernimmt sie als 29-Jährige den elterlichen Hof. Aus den objektiven Daten geht nicht hervor, aus welchen Beweggründen sie die Hofnachfolge antritt. Der Besuch einer Handelsschule sowie die ausgedehnten Reisen sprechen dafür, dass sie in ihren jungen Jahren durchaus auch ausserlandwirtschaftliche Interessen verfolgt und sich möglicherweise eine Zukunft anderswo als auf dem Hof der Familie vorstellen könnte. Schon bald scheint sich jedoch abzuzeichnen, dass sie die Hofnachfolge antreten wird und Rosa bereitet sich entsprechend auf ihre künftige Aufgabe als Bäuerin vor: Sie macht eine Haushaltslehre, besucht die Hauswirtschaftsschule und schliesst ihre Ausbildung mit der Bäuerinnenprüfung ab.

Rosa Kohlis Adoleszenz fällt in die Periode der 68er-Bewegung, eine Zeit, in der

⁵Das Inforama ist das dezentrale Kompetenzzentrum für Bildung und Beratung im ländlichen Raum des Kantons Bern und auf 5 Standorte - Zollikofen, Hondrich, Bärau, Koppigen, Ins und Langenthal - verteilt.

4 Kontrastierende Fallanalysen

das öffentliche Bewusstsein für Umweltprobleme einen ersten Höhepunkt erreicht.⁶ Es sind deshalb am ehesten ökologische Motive, die sie zu einer Betriebsumstellung bewegen. Die gesellschaftliche Akzeptanz der Biobauern ist zu dieser Zeit noch sehr klein. Als Biopionierin, Hofnachfolgerin, geschiedene und alleinerziehende Mutter hat Rosa wohl keinen einfachen Stand - sie nimmt eine Rolle am Rand der traditionell bäuerlichen Gesellschaft ein. Dass sie diese schwierige Anfangszeit meistert und ihren Betrieb seit 27 Jahren erfolgreich führt, zeugt von einer starken Persönlichkeit.

Rosa Kohli profitiert von der stadtnahen Lage ihres Hofes und der treuen Kundenschaft mit einem Bewusstsein für regionale, saisonale und gesunde biologisch angebaute Lebensmittel. Mit der Direktvermarktung und der Belieferung einer Genossenschaft schafft sie sich Absatzkanäle, die ihr gute Preise für ihre Produkte garantieren. Altbewährtes bleibt auf dem Hof von Rosa nicht unhinterfragt bestehen: Sie hat sich einer neuen Marktsituation, der gesteigerten Nachfrage nach Biogemüse, angepasst und den traditionellen Mischbetrieb aufgegeben.

Aus der Analyse der objektiven Daten lässt sich folgende Fallstrukturhypothese ableiten: Rosa Kohli ist eine wahre Kämpfernatur, die sich auch in schwierigen Zeiten nicht aus der Ruhe bringen lässt. Sie macht, was sie für richtig hält und lässt sich nicht durch ihr ausserfamiliäres Umfeld beirren. Da ihre Geschwister kein Interesse an der Landwirtschaft zeigen, fühlt sich Rosa verpflichtet, die Hofnachfolge anzutreten. Aus Überzeugung stellt sie den elterlichen Betrieb auf Biolandbau um und widersetzt sich damit dem in den Siebzigerjahren immer stärker werdenden Trend zu einer intensiven und umweltbelastenden Landwirtschaft. Dass sie von ihrem Umfeld belächelt wird, verkraftet sie, weil sie von der Richtigkeit der biologischen Anbaumethode überzeugt ist. Als sie von ihrem Mann verlassen wird, führt sie den Hof als Betriebsleiterin weiter. Nach der Umstellung auf die biologische Landwirtschaft nimmt sie eine weitere grosse Veränderung vor: Aus wirtschaftlichen Gründen spezialisiert sie den Betrieb, was ihr saisonal eine flexiblere Arbeitseinteilung erlaubt. Die steigende Nachfrage nach Biogemüse entschädigt Rosa für die widrige Anfangszeit. Als Biopionierin freut sie sich über die vor allem in den Neunzigerjahren stark gewachsene gesellschaftliche Akzeptanz des biologischen Landbaus. Sie fühlt sich in ihrem Entscheid bestätigt, dass der Biolandbau

⁶„Dazu trugen das Europäische Naturschutzjahr 1970, der Umweltschutzartikel der BV 1971 und der erste Bericht des Club of Rome 1972 bei. Die Erdölkrise und wirtschaftliche Rezession führten 1973 zum Ende der Hochkonjunktur und verstärkten die Zweifel am Fortschrittsparadigma. Vor diesem gesellschaftspolitischen Hintergrund entstand die moderne Ökologische Bewegung [...] Den soziokulturellen Kern der Ökologischen Bewegung bildete die Gegenkultur der 68er-Generation mit ihrer Betonung postmaterieller Werte, humaner Bedürfnisse und alternativer Lebensweise.“ Quelle: Historisches Lexikon der Schweiz, Artikel „Ökologische Bewegung“ auf: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16515.php>, (Stand: 01/12/2008).

der richtige Weg sei und ist stolz darauf, schon so früh dem Kreis der Biobauern angehört zu haben. Kern ihres beruflichen Selbstverständnisses ist die umweltschonende Produktion von Nahrungsmitteln: Es macht ihr Freude, ihrer Kundschaft gesunde, biologisch angebaute Produkte und bunte Blumensträuße zu verkaufen. Auf dem Markt erfährt sie jede Woche persönlich, dass ihre Waren geschätzt werden, was sie wiederum für die langen und anstrengenden Arbeitstage im Sommer motiviert. Mit ihren 56 Jahren wird sich für Rosa Kohli die Frage der Hofnachfolge schon bald stellen. Da das Geschäft mit dem Biogemüse gut läuft, wird sie sich wünschen, dass der Hof von ihrer Tochter weitergeführt wird.

4.1.3 Einstiegssequenz

F: Ja, also, ich hätte eigentlich zuerst wollen fragen, ob du so chli den Betrieb könntest vorstellen, //mhm// wie gross dass er ist, wie .. , wie ihr produziert //R: einfach das ganze Drum und Dran// genau, und wer mithilft.

R: Mhm, also, dieser Betrieb ist eh knapp 14 Hektaren gross, 14 Hektaren Land, eh 10 Hektaren Wald, anpflanzen tun wir ehm verschiedene Getreide, Weizen, Dinkel, Roggen, Hafer, Kartoffeln und Gemüse. Von der Fläche her sind es etwa 6 Hektaren Getreide und danach anderthalb Hektaren Gemüse, Lagergemüse, Frischgemüse und dann haben wir noch ein eh ein Tunell da hinten, also, nur Kalttunell, nicht geheizt. Dorthin tun wir noch früher Gemüse und im Sommer durch Tomaten, Gurken und Peperoni.⁷

Es soll im Folgenden nicht nur Rosas Antwort, sondern vorangehend die Frage der Interviewerin sequenzanalytisch betrachtet werden. Die Analyse der Einstiegsfrage zielt primär darauf ab, welche Anschlussmöglichkeiten dem Interviewten eröffnet werden: „Es ist davon auszugehen, dass der Umstand, welchen *möglichen* Anschluss er in der Folge *tatsächlich* wählen wird, aufschlussreich bezüglich der in seinem Fall vorliegenden Habitusformation ist“ (Schallberger 2003: 97).

Der Anfang des Gesprächs wird seitens der Interviewerin mit dem *Ja also* markiert, das die Vorgespräche abschliesst. In der Äusserung *ich hätte eigentlich zuerst wollen fragen* schwingt eine gewisse Unzufriedenheit der Interviewerin über den bisherigen Verlauf der Interaktion mit. Der Einstieg hatte für sie etwas Krisenhaftes - sie hätte sich rückblickend einen anderen Verlauf gewünscht. Indem sie signalisiert, dass *sie* hier die Fragen stellt, transformiert die Interviewerin das spontane Vorgespräch mit Rosa Kohli auf die Ebene eines Interviews. Mit dem *ob* wird die eigentliche Frage eingeleitet: Objekt ihres Interesses ist der *Betrieb*. Die Verwendung des Begriffs „Betrieb“ - und nicht etwa „Hof“ - suggeriert, dass die

⁷Zeile 69ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Interviewerin nicht nur an den Gebäulichkeiten, sondern am ganzen Treiben auf diesem Hof interessiert ist. Der Hof soll von Rosa *vorgestellt* werden. Damit fordert sie Rosa auf, sie mit dem Betrieb bekannt zu machen, bzw. ihr den Betrieb zu präsentieren. Mit dem *so chli* wird signalisiert, dass keine abschliessende Antwort erwartet wird. Die eher unspezifische Aufforderung zur Vorstellung des Betriebs wird von der Interviewerin sogleich präzisiert: Rosa soll vorerst auf dessen Grösse (beispielsweise die Anzahl Tiere, Ausdehnung der Felder) eingehen.

Rosa Kohli wartet nun nicht, bis die Interviewerin die Frage abgeschlossen bzw. weiter spezifiziert hat, sondern macht von sich aus einen Vorschlag, auf was sie in ihrer Antwort eingehen soll: *einfach das ganze Drum und Dran*. Damit macht sie den Versuch der Interviewerin, die Einstiegsfrage zu konkretisieren, zunichte und hebt die Frage wieder auf eine allgemeine Ebene. Sie fällt der Interviewerin ins Wort und gibt damit zu verstehen, dass sie weiss, was es bedeutet, seinen Betrieb vorzustellen. Der Ausdruck „Drum und Dran“ verweist nicht auf den Kern einer Sache. Dass Rosa Kohli nicht auf den Kern des Betriebs eingehen will, sondern auf das „Drum und Dran“ kann auf zwei Arten gelesen werden: (1) Das Kerngeschehen auf ihrem Betrieb ist äusserst facettenreich und daher nicht so einfach erklärbar. (2) Der Betrieb ist kein isoliertes eigenständiges Wesen, sondern nur eingebunden in einen grösseren Zusammenhang zu verstehen. Wenn der Betrieb vorgestellt werden soll, muss auch auf das ganze Drum und Dran eingegangen werden.

Des Einschubs von Rosa ungeachtet fährt die Interviewerin mit der Präzisierung der Fragestellung fort: Sie möchte von ihr Angaben zur Anbaumethode erhalten (intensiv, extensiv, biologisch, bio-dynamisch,...) und erkundigt sich nach den Arbeitskräften. Mit dem *mithelfen* spricht die Interviewerin den gemeinschaftlichen Charakter der Familienwirtschaft an. Die Personen, die auf dem Hof tätig sind, stehen in persönlichen Beziehungen und helfen einander beim Erledigen der anstehenden Arbeiten. Wäre Rosa Kohli die Chefin eines Unternehmens, würde die Interviewerin kaum fragen, wer in ihrem Betrieb *mithelfe*; sie würde sich viel eher danach erkundigen, wie viele Angestellte sie habe.

Die Einstiegsfrage bietet Rosa Kohli nun zwei mögliche Anschlüsse: Sie kann entweder die spezifischen Fragen nach der Grösse des Betriebs, der Anbaumethode und den Arbeitskräften beantworten, oder einfach mal los plaudern.

Ihre Antwort eröffnet Rosa Kohli mit einem *mhm, also* und signalisiert damit, dass sie das Gesprächsbündnis eingeht und die Frage verstanden hat. Sie hält sich an die Logik des Präsentierens und stellt ihren Betrieb in der Folge sehr strukturiert und detailliert vor. Dass sie von *diesem Betrieb* und nicht etwa von *unserem* oder *meinem Betrieb* spricht, zeugt von einer elaborierten Form des Vorstellens. Auf die gleiche Weise präsentiert die Reiseführerin den Touristen ein Monument: „*Dieser*

Turm wurde im Jahr 1315 erbaut, ist 120 Meter hoch,...“). Mit der Formulierung *dieser Betrieb* verleiht Rosa ihrem Hof eine Aura, macht ihn zu einem Monument, auf das sie sichtlich stolz ist.

Die Grösse des Betriebs rechnet sich für Rosa nicht durch den Wald, sondern durch das Land. Der Wald scheint für sie eine untergeordnete Rolle zu spielen. Sie schliesst eine Aufzählung an, was auf ihrem Land angebaut wird. Damit geht Rosa vorerst also nicht auf die von der Interviewerin gestellte Teilfrage ein, *wie* sie produzieren, sondern erwähnt, *was* sie anpflanzen. Sie unterteilt ihre Produkte in die Kulturen Getreide, Kartoffeln und Gemüse, wobei sie beim Getreide gleich präzisiert, welche verschiedenen Sorten sie anbaut. Das strukturierte Vorgehen von Rosa lässt sich an der Erzähllogik ihrer Betriebsvorstellung veranschaulichen: Sie macht zuerst Angaben zur Gesamtfläche ihres Betriebs (14 Hektaren Land, 10 Hektaren Wald), nennt dann die Kulturen und erläutert im Folgenden wie gross der Flächenanteil pro Kultur ist: 6 Hektaren Getreide und anderthalb Hektaren Gemüse. Auffallend ist, dass sie nicht darauf eingeht, was auf den restlichen sechseinhalb ihrer vierzehn Hektaren Land steht. Es ist jedoch anzunehmen, dass dieser Anteil den Grünflächen, Brachen und ökologischen Ausgleichsflächen entspricht. Dass sie zu Beginn den Wald vernachlässigt und nun auch die Grünflächen und Brachen unerwähnt lässt, verweist auf Rosas berufliches Selbstverständnis als Nahrungsmittelproduzentin: Beim Vorstellen des Betriebs hat für sie Priorität, was sie anbauen und verkaufen kann. Analog zum Getreide unterteilt Rosa das Gemüse in verschiedene Unterkategorien: das Lagergemüse, Frischgemüse und das Gemüse im Tunnel (einem Gewächshaus), wo sie noch einmal präziser wird und die Sommer-Frischgemüse, die im Tunnel wachsen, explizit nennt. Dieser Tunnel scheint auf ihrem Hof eine prominente Rolle zu spielen. Sie bestimmt ihn genauer als Kalttunnel, der es ihr erlaube *noch* früher frisches Gemüse zu ernten. Mit dieser Steigerungsform verdeutlicht Rosa ihr Bemühen, der Kundschaft möglichst früh im Jahr frisches Gemüse zu verkaufen.

Insgesamt fällt auf, dass Rosa ihren Hof sehr strukturiert vorstellt. Sie plaudert nicht einfach drauflos, sondern geht hierarchisch vor, teilt vor dem geistigen Auge ihr Land in die verschiedenen Kulturen auf und wechselt dabei von einem grossen zu einem immer kleineren Masstab. Ihre Präsentation zeugt von einem gewissen Stolz auf ihren Hof und die Produkte, die sie verkauft. Rosa versteht sich als Gemüsebäuerin, die ihre Produktion auf den Markt ausrichtet. Sie wirkt souverän und selbstsicher. Indem sie nicht abwartet, bis die Einstiegsfrage gestellt ist, sondern spontan die Initiative ergreift und der Interviewerin einen Vorschlag macht, lässt sie sich in der Situation des Interviews nicht unterordnen. Für ihre Ausführungen braucht Rosa die *wir*-Form: Sie stellt sich damit als Betriebsleiterin nicht von vornweg ins Zentrum, sondern versteht das Handeln auf dem Hof als ein

kollektives.

Diese Fallstrukturhypothese konfiguriert in keiner Weise mit der Analyse der objektiven Daten. Sie wird nun im Folgenden an weiteren Sequenzen geprüft. Zudem soll der bisher unbeantworteten und am Fall Rosa Kohli besonders interessant scheinenden Frage nachgegangen werden, wie sie als Frühumstellerin die vergangene und künftige Entwicklung der biologischen Landwirtschaft bewertet. Einer Klärung bedarf ebenfalls die Frage, ob Rosa in Anbetracht ihres fortgeschrittenen Alters die Hofnachfolge bereits geregelt hat.

4.1.4 Analyse weiterer Sequenzen

Chli den Chare gschleipft

Wie in der Analyse der objektiven Daten vermutet, war die Hofübernahme für Rosa eher eine Pflicht als eine Berufung. Wie in der folgenden Passage zum Ausdruck kommt, war das Verbleiben auf dem Hof kein bewusst gefällter Entscheid:

F: Ja wie bist du zum Bauern gekommen?

R: Ich bin hier aufgewachsen. Mit drei anderen Geschwistern. Und keines von denen hat wollen bauern. Und ich eigentlich zuerst auch nicht unbedingt. Also ich hätte auch irgend- gerne etwas, etwas gemacht, vielleicht eh, das Tech und Pflanzenbau und so, hätte mich interessiert. Und danach bin ich einfach so e chli rein gekommen, und einfach e chli den Chare gschleipft und mit der Zeit hab ich es unheimlich gerne gemacht.⁸

Weil sich aber alle anderen Geschwister aus der Verantwortung der Hofübernahme geschlichen hatten, ruhten die Hoffnungen einzig und alleine auf Rosa, die sich dieser Aufgabe schliesslich stellte. Mit der Formulierung, sie habe *den Chare gschleipft*, bringt Rosa zum Ausdruck, dass die Hofübernahme für sie eine Last war. Anders als ihre Geschwister konnte sie als junge Frau nicht ihren Interessen folgen. Rosa fand jedoch am anfänglich aus Pflicht gewählten Beruf allmählich Gefallen. Ihr Verbleiben auf dem Hof knüpfte sie an eine Bedingung: *wenn ich hier will bauern, dann auf jeden Fall biologisch. Etwas anderes kommt gar nicht in Frage.*⁹ Rosa betont, sie habe schon immer sehr viel gelesen und sich *auch noch für Anthroposophie und all das* interessiert.¹⁰ Als Meilenstein im Entscheid, biologisch zu bauern, nennt sie ein Buch, das ihr damals *fei e chli eingefahren* sei.¹¹

⁸Zeile 106ff.

⁹Zeile 173f.

¹⁰Zeile 136.

¹¹Zeile 129.

Es handelt sich um das Sachbuch „Der stumme Frühling“ der US-amerikanischen Biologin Rachel Carson. Der apokalyptisch anmutende Ausgangspunkt des Buchs bleibt Rosa in starker Erinnerung: *wenn plötzlich die Vögel nicht mehr würden eh .. singen im Frühling, einfach weil wir alles vergiftet haben.*¹² Rosa fühlte sich durch die Lektüre dieses Buchs in ihrem Eindruck bestätigt, dass die Landwirtschaft durch die Industrialisierung auf einen Irrweg geraten sei: *Damals hat man können spritzen und düngen und gibihm und mir hat das immer Angst gemacht, ich habe irgendwie das Gefühl gehabt, dass das nicht richtig ist so.*¹³ Aus diesem Gefühl ist allmählich eine Überzeugung für die biologische Landwirtschaft gewachsen, die Rosa auch über schwierige Zeiten hinweg half. Sie macht keinen Hehl daraus, dass die Zeit als alleinerziehende Mutter und Biobäuerin für sie nicht einfach war. Sie habe *fei e chli eine düregmacht damals.*¹⁴ Charakteristisch für Rosa ist, dass sie auf diese schwierigen Anfangsjahre rückblickend nicht in ein grosses Lamentieren verfällt, sondern retrospektiv das Positive überwiegen lässt:

*R: (...) Aber eh, nein, es hat sich .. es hat sich bewährt. Ja, aber es ist schon nicht einfach gewesen. Aber ich, mich dünkt immer, ehm, weisst du, wenn man etwas macht, wovon man überzeugt ist, dann gibt es einfach kein Wenn und Aber, dann denk ich man will in diese Richtung gehen und dann ist alles viel leichter, als wenn man nicht recht weiss ist es ächt das Richtige oder ist es nicht, oder dann. Und das ist für mich eigentlich nicht, ist das keine Frage gewesen, das ist einfach ganz klar gewesen, dass ich das will oder.*¹⁵

Eine sehr ähnliche Sequenz findet sich am Anfang des Gesprächs, als Rosa den Hof vorstellt. Nüchtern schildert sie, wie sie den Betrieb 1981 umstellte und diese Umstellung damals *fei e chli eine Pionierleistung* gewesen sei und sie *fei e chli belächelt* wurde.¹⁶ Wiederum betont sie aber sogleich, dass sich die Umstellung gelohnt habe: *Aber das hat sich also ganz gut bewährt, und wir haben hauptsächlich so viele Kunden auch deswegen.*¹⁷ Diese Aussagen Rosas zeugen von ihrer intrinsischen Motivation für die biologische Landwirtschaft.

Eine umweltschonende Wirtschaftsweise war für Rosa aber auch nicht etwas völlig Neues, Fremdes. Sie betont, dass schon ihr Vater keine intensive Landbewirtschaftung betrieben und wenig Chemie und Dünger eingesetzt habe. Deshalb war die Umstellung für sie keine fundamentale Neuausrichtung: sowohl für ihre Arbeitsweise wie auch für den Boden, der schon immer mit wenig Dünger auskam und

¹²Zeile 127f.

¹³Zeile 133f.

¹⁴Zeile 216f.

¹⁵Zeile 229ff.

¹⁶Zeile 89.

¹⁷Zeile 90f.

daher keine *Durststrecke* erlitt.¹⁸

Mou, das hast du gut gemacht

Im weiteren Verlauf des Gesprächs bestätigt sich der Eindruck, dass sich Rosa in den Achzigerjahren nicht gross durch ihr Umfeld beirren liess: Auch wenn die Nachbarn manchmal um das Doppelte bis Dreifache mehr Ertrag gehabt hätten, sei sie nie in einen Zwiespalt gekommen. Sie fühlte sich als Biobäuerin aber auch nicht lange isoliert. Schon bald realisierte sie, dass sich ihre Rolle allmählich von der Einzelgängerin zur Trendsetterin wandelte. Statt sie zu belächeln, holten sich die anderen Bauern plötzlich bei Rosa Rat:

*R:(...) Dann haben sie gefragt, du was ist eigentlich, was ist so der Trend verzell mal, du machst immer das Richtige eigentlich. Haben sie mich plötzlich angefangen fragen. Oder eh, und ich habe so das Gefühl gehabt ich sei auf dem richtigen Weg, damals, ich sei denen schon e chli voraus mit dem.*¹⁹

Zur Freude Rosas stieg die gesellschaftliche Akzeptanz des biologischen Landbau. Richtig bestätigt fühlte sie sich dann, als in den Neunzigerjahren die Ökologisierung der Schweizer Landwirtschaft agrarpolitisch verankert wurde:

*R: (...) es ist noch so eine Genugtuung gewesen, weisst du, auf einmal zu sehen dass es eben auch von der Politik her, auch Direktzahlungen mehr ausgerichtet sind auf eh, ökologische Leistungen und solche- dass das plötzlich ist gekommen so. //mhm// das ist, das ist noch ein gutes Gefühl gewesen für mich. Auch noch so. Habe das Gefühl gehabt, mou, das hast du gut gemacht (lacht) mhm.*²⁰

Stolz und zufrieden blickt Rosa auf ihre geleistete Pionierarbeit zurück. Obschon sie sich durch die steigende Zahl der Biobauern und die gewachsene gesellschaftliche und politische Akzeptanz bestätigt fühlt, kann Rosa dem Bioboom nicht nur Positives abgewinnen. Sie gibt zu verstehen, dass man heute kaum mehr Unterschiede zwischen den Biobauern und den konventionellen Bauern feststellen könne. Während ihr zufolge die Pioniere früher aus Überzeugung umstellten, beobachtet sie heute, dass für viele Umsteller ökonomische Motive den Ausschlag geben. Rosa gliedert damit die Biobauern in zwei Lager auf: Auf der einen Seite stehen die Biopioniere, die keine Umstellungsbeiträge erhielten und sich aus Überzeugung für diese Anbaumethode entschieden. Auf der anderen Seite stehen die „neuen“ Biobauern, die *mit Bio nicht viel am Hut* haben.²¹ Im Zentrum ihrer Kritik an den

¹⁸Zeile 157.

¹⁹Zeile 243ff.

²⁰Zeile 251ff.

²¹Zeile 144.

Spätumstellern steht nebst den ökonomischen Anreizen deren Umgang mit dem Boden:

*R: (...) wobei heutzutage tun fast zu viele, haben umgestellt, also viele nur weil es Umstellungs- eh, .. wie sagt man, Geld gibt für umzustellen und bessere Beiträge und haben dann mit Bio nicht viel am Hut, manchmal, das ist, das ist so e chli komisch, oder? Mit **riesen** Traktoren über das Land ein **charen** und irgendwie das Gespür nicht für den Boden und für alles. Und das ist dann früher viel mehr gewesen, damals haben nur die Bio gemacht, die wirklich sind überzeugt gewesen. Also in dieser Zeit. Mhm.²²*

Dass für sie die Hauptunterschiede zwischen dem Biolandbau und der konventionellen Landwirtschaft vor allem in der Bodenbearbeitung und der Wertschätzung des Bodens als Lebensgrundlage liegen, schildert Rosa im weiteren Verlauf des Gesprächs. Angesprochen darauf, was für sie denn die Hauptcharakteristiken der biologischen Landwirtschaft seien, skizziert Rosa den idealtypischen Biobauern:

*R: Also, e-e-ein guter Biobauer schaut einmal, wenn er aufs Feld fährt, was nehm ich für einen Traktor, so leicht wie möglich, oder, eh, geht nur rein wenn es e chli trocken ist, nicht pflätschnass. Und hat einfach - für einen, für einen Biobauer ist einfach, wie soll ich sagen, der Boden ist Lebensgrundlage, Boden ist lebendig, oder, und zu Boden hat man Sorge. Den tut man nicht **vercharen**, und hat auch Achtung davor. Und geht auch achtsam um mit Pflanzen, mit allem einfach, äh, es ist nicht nur Material, es dünkt mich, das sollte schon e chli ein Unterschied sein ... Das ist für uns immer ganz wichtig gewesen, das ist eh, ja, das man einfach zum Boden Sorge hat, weil das das Wichtigste ist für uns, davon leben wir.²³*

In dieser Passage klärt sich auch Rosas Natur- und Menschenbild: Land bewirtschaften bedeutet für sie, mit der Natur zu arbeiten, den Produktionsgrundlagen ein Eigenleben zuspochen und dieses auch zu achten. Ihre Arbeit als Biobäuerin versteht sie nicht als Kampf gegen die wilde Natur, die es zu bändigen gilt. In ihrer Betrachtungsweise stehen Mensch und Natur in einem egalitären und nicht in einem hierarchischen Verhältnis. Kernaufgabe der Biobauern ist für Rosa, die Anbaumethode darauf auszurichten, dass die Produktionsgrundlagen langfristig erhalten bleiben. So versteht sie denn auch die Welt nicht mehr, wenn sie auf ihrer Brasilienreise stundenlang Sojafeldern entlang fährt. Konsterniert stellt sie fest, dass dort mit diesen auf kurzfristigen Erfolg ausgerichteten Monokulturen doch nur das Land zerstört werde: *Mich dünkt einfach, man sollte viel eben nachhaltiger denken. Nicht so, nur so kurzfristig.²⁴*

²²Zeile 142 ff.

²³Zeile 177ff.

²⁴Zeile 329f.

Rosas berufliches Selbstverständnis

Rosa verhehlt nicht, dass ihre Liebe zum Bauernberuf erst allmählich gewachsen sei. Den Betrieb auf Bio umzustellen war für sie eine Herausforderung, die sie, auch wenn sie das nicht explizit erwähnt, vielleicht für das zu Gunsten der Betriebsübernahme nie absolvierte pflanzenbauliche Studium entschädigte. Ihre Faszination für das biologische Bauern manifestiert sich in ihren Ausführungen zur Problematik der Bodenfruchtbarkeit: Da sie auf ihrem Betrieb keine Tiere mehr hat, muss sie erst recht eine gute Fruchtfolge anstreben. Nicht ohne Stolz erläutert Rosa, dass es ihnen Dank den Leguminosen und dem Klee gras gelinge, mit wenig zusätzlichem Mist der Nachbarkühe genügend Stickstoff in den Boden zu bringen und damit die Bodenfruchtbarkeit langfristig zu erhalten. Auch wenn sie sich durchwegs als überzeugte Biobäuerin erweist, hat diese Anbaumethode für Rosa jedoch auch ihre Schattenseiten. Die Bändigung des Unkrauts beschert ihnen auf dem Betrieb eine grosse Arbeitsbelastung. Nicht neidlos blickt sie diesbezüglich auf ihre konventionell wirtschaftenden Berufskollegen:

*R: (...) aber das Gjät, also das Unkraut, das ist also manchmal bis zum Geht-nicht- mehr jäten wir. Oder andere, die können säen, können einfach versiegeln, also mit einem Herbizid, und dann kommt das Gjät nicht. Und wir müssen einfach alles jäten, jäten und noch einmal jäten.*²⁵

Dass nicht nur der Gemüseanbau, sondern auch der -verkauf auf dem Hof eine wichtige Rolle spielt, zeigt sich daran, dass Rosa beim Vorstellen des Hofes nach der analysierten Eingangssequenz gleich auf ihre Absatzkanäle zu sprechen kommt. Sie betont, dass sie *jeden Tag* ab Hof und am nahe gelegenen Parkplatz in Selbstbedienung Saisongemüse verkauft.²⁶ Die Direktvermarktung des Gemüses ist an eine gute Erschliessung des Hofes gebunden. Rosa ist sich ihrer privilegierten Lage durchaus bewusst, dank der sie dem Betrieb auch eine Zukunft unter den Bedingungen des freien Marktes zuspricht:

*R: Also ich, ich bin natürlich für den freien Markt, aber ich kann natürlich gut reden. Wir können alles direkt verkaufen. Wir sind da ganz nahe der Stadt anne, die Leute kommen.*²⁷

Rosa ist sich als Betriebsleiterin auch nicht zu schade, auf auswärtige Hilfe zurückzugreifen. Sie findet es wichtig, dass man nicht einfach nur für sich etwas *wurstelt*.²⁸ So überlässt sie die gesamte Buchhaltung einem Treuhänder, der an der Landwirtschaftlichen Schule Rüti angestellt ist. Da sich im Biolandbau auch immer viel

²⁵ Zeile 159ff.

²⁶ Zeile 79.

²⁷ Zeile 261f.

²⁸ Zeile 392f.

ändere, sei es für sie zentral, stets auf dem Laufenden zu bleiben, sonst sei man plötzlich *weg vom Fenster*.²⁹

An mehreren Stellen erweist sich Rosa zudem als Pragmatikerin und appelliert zweimal an den gesunden Menschenverstand: Als die Interviewerin von Rosa wissen möchte, weshalb sie sich nicht für die bio-dynamische Landwirtschaft entschieden habe, wenn sie sich doch als junge Frau auch für die Anthroposophie interessiert habe, gibt Rosa zu verstehen, dass die bio-dynamische Landwirtschaft komplizierter sei, dass es noch mehr Arbeitskräfte brauche und dass ihr diese Methode manchmal schon fast zu weit gehe. Sie schildert, wie ihr pragmatischer Ansatz mit den Prinzipien der bio-dynamischen Landwirtschaft, beispielsweise der Beachtung der Mondphase bei der Aussaat, in Konflikt gerät:

*R: (...) ich nehme mir es im Frühling auch immer-, durch den Winter lese ich jeweils und nehme den Thunkalender, dann im Frühling denke ich, ou mou, jetzt ist gut, jetzt tun wir das, die Hackarbeit und die Setzarbeiten, dann tut das Wetter einem einen Streich spielen, das nüt eso, und dann liegt es jeweils einfach nicht drin, oder.*³⁰

Was in ihren Augen ebenfalls den gesunden Menschenverstand überschreitet, sind die immer strenger werdenden Richtlinien und der damit einhergehende wachsende *Papierkram* der Biosuisse.³¹ Mit ihrer Neigung zum Praktischen fände es Rosa viel sinnvoller, wenn der Biokontrolleur die Arbeit des Biobauers auf dem Feld beurteilen würde, statt nur in der Stube zu sitzen und *Kreuzchen* zu machen.³² Viel stärker als am Einhalten der Vorschriften liessen sich die Qualitäten eines Biobauers ihr zufolge daran sehen, wie jemand die Felder bebaue und welchen Eindruck der Hof als Ganzes beim ersten Anblick hinterlasse:

*R: (...) du musst besser schauen, wie die Felder bebauen sind, oder, das wäre wichtiger, oder //jaja// dass eh, .. eben dass sie vielleicht auf dem Hof mehr schauen das dünkt mich auch, weisst du, das Image der Landwirtschaft, dass sie sehen, das sehen ja die Leute, wenn du so zueche kommst, siehst du ja wie und wenn und was oder, und das dünkt mich auch noch wichtiger. Weder eben auf 1000 und zurück die Vorschriften durchforsten bis zum Geht- nicht- mehr, manchmal.*³³

Auch wenn sie diese Kontrollverfahren kritisch beurteilt, fügt Rosa an, dass sie in den bald 30 Jahren keinerlei Schwierigkeiten mit den Biokontrolleuren hatte.

²⁹Zeile 396.

³⁰Zeile 190ff.

³¹Zeile 429.

³²Zeile 434.

³³Zeile 439ff.

Dieser Betrieb wäre sogar noch ausbaufähig

Weil sie keine Tiere mehr haben, machen die Direktzahlungen auf Kohlis Betrieb nur einen kleinen Teil des Einkommens aus. Wie schon angesprochen, ist Rosa davon überzeugt, dass ihr Betrieb auch unter den Bedingungen des freien Markts zukunftsfähig sei. Dass die Frage der Hofnachfolge noch nicht geklärt ist, zeigt sich an folgender Passage:

F: Wie schätzt du denn die Zukunft ein von diesem Betrieb?

R: Von diesem da hier, der wäre gut, ich weiss jetzt nicht, ob die Tochter- ich hoffe, dass die zufährt, also, der kann ganz gut überleben, es ist ein Kleinbetrieb, ausgesprochener Kleinbetrieb, aber ehm, der könnte, der wäre sogar noch ausbaufähig.

F: In welche Richtung denn, oder-

R: Also wir könnten zum Beispiel könnten wir noch Beeren machen, wir könnten noch intensiver Obstbau machen, wir hätten absolut also noch lange nicht alles ausgeschöpft, was wir könnten verkaufen noch. Aber ich mag jetzt nicht noch wieder Neues aufziehen oder ich bin jetzt bald 60 ig und jetzt weiss ich nicht, lässt dann Eva, die hat Staudengärtnerin gelernt und ist jetzt da unten am Öschberg in der Schule und tut dort mit den Stiften jetzt machen. Jetzt weiss ich nicht, sie möchte schon gerne übernehmen, aber eh, das sieht man dann. Das ist jetzt wirklich bald nahe. Vielleicht tun wir dann zusammen, bis etwa in 5 Jahren sehen wir es dann.

34

Fast ein wenig erschrocken stellt Rosa fest, dass die Betriebsübernahme schon bald geregelt werden muss. Weil der Betrieb nicht nur überleben könnte, sondern gar noch ausbaufähig wäre, wünscht sich Rosa eine Hofnachfolgerin. Als gelernte Staudengärtnerin bewegt sich ihre Tochter schon heute in einem der Landwirtschaft nahe stehenden Beruf, was für eine Betriebsübernahme ihrerseits sprechen kann. Rosa bringt in dieser Passage ebenfalls zum Ausdruck, dass die beschwerliche Anfangszeit nicht spurlos an ihr vorbeigestrichen ist. Zwar sieht sie für ihren Betrieb noch Entwicklungspotential, sie hat aber selber keine Energie mehr, Neues zu initiieren. Auch die Zukunft der biologischen Landwirtschaft interessiert sie sehr, sie wolle sich da aber nicht mehr aktiv engagieren: *Ich habe so viel gemacht, ich möchte jetzt eher e chli mehr Ruhe haben.*³⁵ Die wenige Freizeit, die ihr bleibt, will sie jetzt noch in Musse verbringen: *Weisst du, an Konzerte gehen und ga reisen und so.*³⁶

³⁴Zeile 275ff.

³⁵Zeile 381f.

³⁶Zeile 369f.

Rosas Blick in die Zukunft

Aus ihrer eigenen Erfahrung hält Rosa das kleinbäuerliche Modell der Schweiz als erfolversprechend. Sie schätzt nicht nur die Zukunft des eigenen Betriebs, sondern auch der Schweizer Landwirtschaft positiv ein, sofern diese einen eigenen Entwicklungsweg einschlägt:

*R: Also mich dünkt einfach falsch, wenn man meint, man sollte, eh, also uns messen mit der, mit der eh, wie soll ich dir sagen, mit Deutschland oder solchen Betrieben und möglichst gross und möglichst rationell, mich dünkt, man sollte auf Nischen gehen in der Schweiz, wir haben ja so kleine Betriebe und so von der ganzen Topographie her können wir doch nicht Betriebe haben mit 100 und mehr Hektaren, oder, das kann man nicht bewirtschaften, das ist nicht möglich, das sehen wir schon eh, so ein kleines Feldchen, das nicht einmal eine Hektare ist, das gibt uns viel mehr zu tun als ein ebener Bitz, der 10 Hektaren ist. Und mich dünkt einfach, die Schweiz sollte spezielle Sachen machen. **Nischen** hauptsächlich, **Qualität**, und eben möglichst viel Bio, dünkt mich. Mich dünkt auch, wir sollten, die Schweiz sollte können Bio exportieren eventuell. Aber m- mithalten mit diesen Grossbetrieben, das können wir nicht.³⁷*

In ähnlicher Weise, wie sie sich vor 30 Jahren mit der biologischen Landwirtschaft dem Trend der Agrarindustrialisierung widersetzte, fordert Rosa heute für die Schweizer Landwirtschaft einen alternativen Entwicklungsweg. Sie greift dafür auf ihre eigene Erfahrung zurück: In ihren Anfangsjahren hätte auch niemand gedacht, dass der Biolandbau einmal ökonomisch interessant sein könnte. Wenn sie nun für eine nachhaltige Entwicklung der Schweizer Landwirtschaft mit der Beibehaltung der kleinbäuerlichen Strukturen plädiert, entspricht das nicht einer naiven Vorstellung oder einem verklärten Wunsch, weil sie sich durchaus bewusst ist, dass sich die Schweizer Landwirtschaft unter diesen Bedingungen spezialisieren muss: Deshalb fordert sie nicht etwa eine Eigenversorgung des Landes, sondern die Konzentration auf Qualitäts- und Nischenprodukte. Sie appelliert nicht an den Staat, den Agrarschutz aufrechtzuerhalten: Ihre Idealvorstellung einer familienwirtschaftlich organisierten, klein strukturierten Schweizer Landwirtschaft ist in ihren Augen marktfähig. Angesprochen darauf, ob sie es für wahrscheinlich halte, dass die Schweiz bald ein Agrarfreihandelsabkommen mit der EU unterzeichne, meint Rosa:

R: (...) mit der Zeit können wir nicht einzeln bleiben, das habe ich eh, das Gefühl das, das wird schon einmal kommen.³⁸

³⁷Zeile 293.

³⁸Zeile 319f.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Ihr Zukunftsdenken ist nicht düster und von Existenzängsten geprägt. Nüchtern und realistisch schätzt sie die Weiterentwicklung der Schweizer Agrarpolitik in einem internationalen Kontext ein. Das Modell der kleinbäuerlichen Strukturen hält Rosa nicht nur für die Schweiz, sondern auch global für das erfolgversprechendste. Sie verurteilt, dass in anderen Ländern Kleinbauern von Grossgrundbesitzern verdrängt werden. Kleine Betriebe hingegen würden es den armen Ländern erlauben, ihre Bevölkerung selber zu ernähren. Wiederum illustriert sie ihre Haltung anhand ihrer Brasilienreise:

*R: (...) Das ist alles, das meiste gentechverändertes Soja, oder. Massenhaft, und das sind riesen Grossgrundbesitzer, die Kleinen haben keine Existenz mehr, und das Soja wird alles zu uns importiert, also für eh Viehfutter. Oder, man sagt ja jeweils das Vieh der Reichen isst das Brot von den Armen. Und das stimmt. Also wenn man dort ist, das gibt einem fast einen.*³⁹

Rosa begrüsst, dass in der Schweiz durch die Direktzahlungen ökologische Leistungen entgolten werden, weil das in ihren Augen *Knochenarbeiten* sind.⁴⁰ Damit anerkennt sie den Wertcharakter der produktionsunabhängigen Leistungen. Sie schlägt sogar vor, der Bund solle die Bauern nur noch für ökologischen Leistungen entschädigen. Mit den anderen Beiträgen würden nur falsche Produktionsanreize geschaffen:

*R: (...) Im Moment ist, und das wechselt immer e chli, im Moment ist einfach, wer, wer viele Tiere hat, bekommt viel mehr. //mhm// und das dünkt mich auch e chli komisch, jetzt ist e chli knapp mit Milch und so und danach plötzlich gibt es dann wieder eine Schwemme.*⁴¹

In dieser Deutung manifestiert sich, dass Rosa die Forderung einer stärkeren Ausrichtung der Landwirtschaft auf den Markt befürwortet. Der Bund wirkt mit seinen Zahlungen marktverzerrend und ist dafür verantwortlich, dass die landwirtschaftliche Produktion nicht auf eine tatsächliche Nachfrage ausgerichtet ist.

³⁹Zeile 324 ff.

⁴⁰Zeile 272.

⁴¹Zeile 265ff.

4.1.5 Fazit

Mit Stolz und Genugtuung über das Geleistete blickt Rosa auf ihre Laufbahn zurück und strahlt eine tiefe Zufriedenheit mit dem eigenen Dasein aus. Aus Überzeugung, dass die Landwirtschaft nachhaltiger wirtschaften müsse, stellte sie ihren Betrieb schon früh um. Ihr Selbstvertrauen half ihr, die schwierigen Jahre als von der bäuerlichen Gesellschaft ins Abseits gestellte Biopionierin und alleinerziehende Mutter zu bewältigen. Kern des Biolandbaus bildet für sie der achtsame Umgang mit den Produktionsgrundlagen, allen voran dem Boden. Skeptisch blickt sie auf die Spätumsteller und stellt fest, dass die Essenz der biologischen Landwirtschaft - insbesondere die bodenschonende Anbauweise und die bedingungslose Überzeugung für diese Anbaumethode - an Bedeutung verloren hat oder durch neue Motive ersetzt wird. Sie behauptet, dass heute viele Bauern ihren Betrieb nicht aus Überzeugung umstellten, sondern damit eine Strategie zum langfristigen Bestand des Hofes verfolgten und sich insbesondere ökonomische Vorteile versprächen. Damit teilt sie die Biobauern in zwei Lager auf: die Früh- bzw. Spätumsteller, die unterschiedliche Ziele und Arbeitsethiken verfolgen.

Rosa nimmt eine soziale und ökonomische Aussenpositionierung des Hofes vor: Sie vermarktet ihre Produkte, lässt sich in der Betriebsführung helfen und informiert sich aktiv über Veränderungen in der biologischen Landwirtschaft. Für sie gibt es keinen Anlass, sich vor den Bedingungen des freien Marktes zu fürchten: Sie rechnet damit, dass ihr Betrieb auch bei einem Rückgang der staatlichen Unterstützungen überlebensfähig bleibt, da ihre Produkte rege nachgefragt werden und die Kapazität des Hofes noch nicht vollumfänglich ausgeschöpft ist. Aus dieser Erfahrung schöpft Rosa auch die Zuversicht, dass das Schweizer Modell der kleinbäuerlichen Landwirtschaft zukunftsfähig sei, da es auch weiterhin eine Nachfrage nach ökologisch hergestellten Qualitätsprodukten geben werde.

4.2 Sabina und Andri Caduff

Das Interview mit Sabina und Andri Caduff findet an einem schönen Sommermorgens bei ihnen Zuhause auf dem Gartensitzplatz statt. Ich werde von Sabina empfangen und führe den ersten Teil des Gesprächs mit ihr alleine. Später stösst Andri dazu, der gerade noch am Heuen war. Die Analyse stützt sich deshalb mehrheitlich auf die Aussagen von Sabina. Andris Meinungen werden explizit gekennzeichnet.⁴²

4.2.1 Objektive Daten

Der biologisch-dynamisch geführte Hof von Sabina und Andri Caduff liegt auf einer etwas abgelegenen Sonnenterrasse zwischen zwei Ferienorten in einem Bündner Tal auf 1470 Metern über Meer.⁴³ Sabina Caduff wird 1967 in ein nicht-bäuerliches Milieu hineingeboren: Ihr Vater ist Ingenieur, die Mutter arbeitet als Telefonistin, ihre vier Jahre jüngere Schwester lässt sich zur Kosmetikerin ausbilden. In Zürich aufgewachsen besucht sie eine Handelsschule und zieht darauf mit ihrem ersten Mann in die Region, wo sie heute zusammen mit Andri Caduff lebt. Durch die Rudolf Steiner Schule kommt sie in Kontakt mit der Anthroposophie und der biologisch-dynamischen Landwirtschaft. Da sie es, wie sie selber betont *genau wissen wolle*, lässt sie sich zur Fachfrau für biologisch-dynamische Landwirtschaft mit eidgenössischem Fachausweis ausbilden.⁴⁴ Im Graubünden lernt sie den zwei Jahre älteren Andri Caduff kennen.

Andri wächst auf dem elterlichen Bauernhof im Nachbardorf, dem Hauptort des Tales, auf. Er absolviert die landwirtschaftliche Ausbildung am Plantahof in Landquart und bildet sich später zum Meisterlandwirt weiter. Andri und Sabina arbeiten im Sommer auf der Alp und helfen im Winter auf verschiedenen Betrieben im Tal aus. Zusammen möchten sie den Biohof von Andris Eltern übernehmen. Die Hofübernahme scheitert jedoch: Andris Schwester und deren Gatte kommen den beiden zuvor. Damit wird aber der Traum vom eigenen Hof nicht begraben: Im Jahr 2001 beschliessen die beiden, selber einen Betrieb aufzubauen. In den ersten Jahren halten sie ungefähr 25 Schafe, wohnen in einer Mietwohnung und pachten brachliegendes Land. Die Tiere und Geräte bringen sie in einem alten Stall und einem Plastiktunnel unter. Im Jahr 2005 können sie dann endlich einen Stall mit etwas Land kaufen. Zwei Jahre später bauen sie nebenan ein grosszügiges Wohn-

⁴²Im Transkript stehen die Initialen „F“ für die Interviewerin, „S“ für Sabina und „A“ für Andri.

⁴³Wobei der eine als Hauptortschaft des Tales rund 2200, der andere 850 Einwohner zählt.

⁴⁴Interview mit Sabina und Andri Caduff, vom 1. Juli 2008, Zeile 65f.

haus, finanziert durch zinslose Darlehen von Privaten und Stiftungen. Sandra und Andri Caduff haben vier Kinder im Alter von neun bis achzehn Jahren.⁴⁵

Der Hof liegt in der Bergzone 3, bewirtschaftet werden rund 23 Hektaren Land, das sich in die Bergzone 4 und Sömmerungsgebiete erstreckt. Etwa 35% der Fläche werden bestiegen. Der Anteil der ökologischen Ausgleichsflächen beträgt 50%. Der Betrieb zählt ungefähr 24 Grossvieheinheiten⁴⁶: Caduffs haben Fleisch- und Milchschafe, zwei Kühe, Hühner, Enten, Ziegen, Esel und Schweine; *so e chli alles*, wie sie selber sagen.⁴⁷ Die Familie erwirtschaftet sich durch die Betreuung von Jugendlichen, die bei der Arbeit auf dem Hof *dann je nach dem halt helfen oder nicht so* und die Vermietung der sich im Wohnhaus befindenden Ferienwohnung ein Zusatzeinkommen.⁴⁸ Unterstützt werden Caduffs vor allem im Sommer fürs Heuen durch Zivildienstleistende. Caduffs sind der lokalen Alpgenossenschaft angeschlossen und Mitglied bei der Bergheimat.⁴⁹ Auf Sabina und Andri bin ich durch ihre aktuell gehaltene Internetseite gestossen und in Kontakt getreten.⁵⁰

4.2.2 Das Lebensprojekt „biologisch-dynamischer Bauernhof“?

Andri stammt aus einem typisch bergbäuerlichen Milieu. Sein Vater war ein Bio-Pionier der ersten Stunde. Andri absolviert den klassischen Ausbildungsweg zum Betriebsleiter. Traditionsgemäss wäre er als einziger und ältester Sohn der designierte Hofnachfolger. Aus den objektiven Daten geht nicht hervor, weshalb die von ihm angestrebte Hofübernahme zusammen mit Sabina scheiterte und nun an Stelle von ihm seine Schwester den elterlichen Betrieb weiterführt. Da Andri als Meisterbauer ein durchaus qualifizierter Hofnachfolger gewesen wäre, waren wohl familiäre Konflikte ausschlaggebend.

Sabina verlässt ihr Herkunftsmilieu und wandert von Zürich ins Graubünden aus. Dort folgt mit der Trennung von ihrem ersten Mann der zweite Bruch in ihrer Biographie. Es spricht vieles dafür, dass sie sich im Graubünden ein neues Leben

⁴⁵Es wurde im Interview nicht geklärt, wie viele Kinder aus Sabinas erster Ehe sind.

⁴⁶Eine Kuh gilt als eine GVE. Umrechnungsfaktor: Legehennen 0,01; Säugende Zuchtsau 0,55; Ziegen gemolken 0,2; Schafe gemolken 0,25; andere Schafe 0,17; Esel 0,25. Quelle: <http://www.agrigate.ch/de/806/807/810/830/>, (Stand: 23/12/2008)

⁴⁷Zeile 19.

⁴⁸Zeile 26.

⁴⁹Die Bergheimat ist eine Gemeinnützige Gesellschaft zur Förderung kleiner und mittlerer Bio-Bergbauernhöfe in der Schweiz.

⁵⁰Auf der Internetseite stellen Andri und Sabina hauptsächlich ihren Betrieb und sich selber vor und preisen ihre Ferienwohnung an.

4 Kontrastierende Fallanalysen

aufbaut: Sie nimmt keinen ihrer Erstausbildung entsprechenden Job an, sondern hilft auf Höfen aus und geht auf die Alp. Sie bewegt sich in Kreisen, wo sie mit der Rudolf Steiner Schule, der Anthroposophie und dem bio-dynamischen Landbau in Kontakt kommt und lernt den Bergbauer Andri Caduff kennen, den sie später heiratet. Da Sabina nicht aus einem bäuerlichen Milieu stammt, wird es bei der Fallanalyse von besonderem Interesse sein, welche Strategien sie zur Bewährung im Feld der Bauern einsetzt.

Obwohl Sabina und Andri unterschiedlicher sozialer Herkunft sind, lässt sich eine Gemeinsamkeit feststellen: Sie sind beide aus ihrem Ursprungsmilieu herausgefallen. Dass die beiden nun im Berggebiet einen Hof kaufen und viel in die Errichtung neuer Gebäude investieren, deutet auf eine sehr starke Identifikation mit dem bäuerlich ländlichen Milieu hin. Anders als ein Hofnachfolger, der sich gezwungen fühlt, den elterlichen Betrieb zu übernehmen und damit die Familientradition fortzusetzen, entscheiden sich Andri und Sabina bewusst für ihr Dasein als Landwirte und nehmen dafür die anfänglichen Widrigkeiten in Kauf (die Schwierigkeiten günstig Land zu erwerben, die Herausforderung und das Risiko mit knappen finanziellen Ressourcen etwas Neues aufzubauen).⁵¹ Die Mission „biologisch-dynamischer Bauernhof“ scheint ihnen ein wichtiges Anliegen zu sein - es könnte ein Lebensprojekt, die Verwirklichung eines Traums dahinter stecken. Die antroposophische Orientierung, das soziale Engagement durch die Betreuung von Jugendlichen, die Arche-Noah-artige Zusammensetzung ihres Tierbestandes können als Hinweise dafür gelten, dass hinter dem bio-dynamischen Hof von Caduffs ein alternatives Lebenskonzept steckt. Sabina und Andri haben enorm viel Kapital in den Aufbau des Hofes investiert und sind nun hoch verschuldet. Sie müssen eine Strategie haben, wie sie das viele Fremdkapital wieder zurückbezahlen können. In der aktuellen Periode des agrarpolitischen Umbruchs lässt Caduffs Vision einer gemeinsamen Zukunft als Bergbauern einen gewissen Idealismus vermuten.

4.2.3 Eingangssequenz

F: Ehm, ja eben, ich habe dich zuerst wollen fragen ob du so e chli, allgemein so e chli euren Betrieb kannst vorstellen. Wer dass da alles mithilft, was ihr produziert, was ihr sonst für Einnahmequellen habt?

S: Jawoll, also leben tun wir ganz klar von den Direktzahlungen. Also das macht 90% von unseren, macht das von unseren Einnahmen aus. Plus Verträge mit dem Amt für Natur und Umwelt. Und wir haben, eh, Hochmoore, und so weiter, Tro-

⁵¹Sabina betont im Gespräch, dass sie keine Bäuerin sei, weshalb ich den Begriff nun auch vermeide. Es wird sich in der folgenden Analyse zeigen, weshalb sie nicht als Bäuerin gelten will.

ckenwiesen, spät gemäht, früh gemäht, nicht gedüngt, oder. //mhm// Das sind, also wir leben ganz, wir sind ganz klar eigentlich Staatsangestellte, wenn du das so willst (F lacht). Also uns gäbe es nicht ohne das. Dann haben wir eh, unser Betrieb hat ungefähr 24 GVE, davon das meiste Schaf, wir haben auch Kühe, Schweine, Hühner, Enten, Ziegen, Esel, also so e chli, so chli alles. Und das können wir uns dadurch auch, wir leisten uns das e chli, oder, weil wir, das könntest du sonst nicht machen, wenn du nicht einfach deinen Lohn hättest, oder, so vom, vom Staat.⁵²

Die Einstiegsfrage wird beinahe identisch wie im Gespräch mit Rosa Kohli gestellt, weshalb hier nicht mehr so detailliert darauf eingegangen wird. Sabina wird vorerst dazu aufgefordert, der Interviewerin ihren Betrieb vorzustellen. Auch hier erfolgt eine Präzisierung der eher unspezifischen Frage: Die Interviewerin erkundigt sich danach, wer auf dem Hof mithilft, was sie produzieren und welche Einnahmequellen sie sonst, also abgesehen vom Verkauf der Produkte, noch haben.

Im Anschluss ist von Sabina also eine Antwort zu erwarten, die der Präsentationslogik des Vorstellens entspricht und von Angaben zu der Grösse des Betriebs, den Tieren, die sie halten bis hin zu der Aufgliederung der Flächen reichen. Andererseits kann sie auch die spezifischen Fragen nach den Arbeitskräften, den Produkten und den sonstigen Einnahmequellen beantworten.

Dass Sabina die Einstiegsfrage zu verstehen scheint, signalisiert sie mit ihren bestätigenden Einschüben (*Mhm*). Eine bemerkenswert disziplinierte, fast gehorsame Grundhaltung an den Tag legend, eröffnet sie ihre Antwort mit einem *Jawoll* und geht damit das Gesprächsbündnis ein. Ihre Antwort beginnt nun damit, dass sie erklärt, wie sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen, *wovon* sie *leben*. Sehr präzise, beinahe buchhalterisch gibt Sabina an, wie gross der Anteil der Direktzahlungen an ihrem Einkommen ist: Sie sagt nicht einfach „fast das Ganze“ oder „weit mehr als die Hälfte“, sondern 90 %. Dieser buchhalterische Erzählstil hält sie bei: Die folgende Aufzählung tönt fast so, als würde Sabina eine Checkliste durchgehen, auf der sie ihr ganzes Inventar ankreuzen muss. *Das sind, also wir leben ganz, wir sind ganz klar eigentlich Staatsangestellte, wenn du das so willst (F lacht) Also uns gäbe es nicht ohne das.* Mit diesem Anschluss kristallisiert sich die plausible Lesart für Sabinas unerwarteten Einstieg in die Vorstellung des Hofes heraus: Sie beginnt nicht mit der Grösse des Betriebs, dem Aufzählen der Arbeitskräfte oder Tiere, sondern mit dem hohen Stellenwert der Direktzahlungen, weil diese das Fundament ihrer Existenz als Bergbauern bilden. Mit der Feststellung, dass sie *eigentlich* Staatsangestellte seien, *wenn du das so willst*, bringt sie zum Ausdruck, dass ihrem bäuerlichen Selbstverständnis etwas krisenhaftes anhaftet. Sie versteht sich selber nicht als Staatsangestellte, aber im Grunde genommen ist sie es. Es wur-

⁵²Zeile 9ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

de bereits erwähnt, dass die Direktzahlungen das Fundament von Caduffs Existenz bilden. Dass nun diese Existenz wiederum vollständig an das Bauern-Sein gekoppelt ist, zeigt sich in Sabinas Aussage *Also uns gäbe es nicht ohne das*. Sie könnte beispielsweise auch sagen, dass sie ohne die Direktzahlungen hier im Berggebiet nicht bauern könnten. Dass es aber ohne staatliche Unterstützung *sie* nicht gäbe, spricht für die starke Identifikation mit ihrer Tätigkeit und dem Dasein als bio-dynamische Landwirte.

Mit dem *Dann* erfolgt eine Zäsur. Es scheint, als hätte Sabina nun erläutert, wie sie ihren Lebensunterhalt bestreitet. Nun stellt sie ihren Tierbestand vor. So viele verschiedene Tiere zu halten ist für sie ein Luxus, den sie sich *leisten* und der durch ihren *Lohn* vom *Staat*, also die Direktzahlungen, ermöglicht wird. Sabina gewinnt damit dem Umstand, dass sie eigentlich Staatsangestellte sind, auch etwas Positives ab. Sie können dadurch Tiere halten, wie es ihnen gefällt und müssen ihren Tierbestand nicht nach rein ökonomischen Kriterien ausrichten.

Sabina schliesst ihre Antwort nach der zitierten Eingangssequenz mit dem Aufzählen der Arbeitskräfte ab und stellt dann die Frage *ehm, ja das ist glaub ich deine erste Frage, he?*⁵³ Mit dieser Rückfrage signalisiert sie, dass für sie die Antwort abgeschlossen ist. Der Interviewerin scheint die Einstiegsfrage aber unzureichend beantwortet. Sabina hat in keiner Weise angesprochen, was sie eigentlich auf ihrem Hof produzieren, was die Interviewerin dazu veranlasst, eine Anschlussfrage zu stellen:

F: Ja und eben, wie tut ihr nachher die Produkte-

S: Ah, was wir produzieren? //F: Ja, vielleicht// Also die Lämmer tun wir, eh, am öffentlichen Markt abgeben in S., das ist organisiert von der, vom Bauernverband, glaub, und da kommen wir ungefähr 180 bis 200 Franken über pro Lamm //ja// eh, dann haben wir, tun wir ein Bitz Käse machen, also wir haben noch nicht ganz mit der Produktion angefangen, das kommt dann erst, das versuchen wir dann direkt zu verkaufen. Also da in der Käserei und an die Hotels. Im Winter habe ich Quark gemacht, den ich an einem Hotel habe können abgeben. Und dann vor allem viel auch einfach wirklich für uns. Also wir kaufen ganz wenig, wir essen dann einfach das, was wir haben, oder, weil .. alles was wir ausgeben, müssen wir auch verdienen.⁵⁴

Dass Sabina die Produktion bei der Vorstellung des Hofes nicht eingeschlossen hat, kann als Hinweis gelesen werden, dass die Herstellung von Produkten in ihrem beruflichen Selbstverständnis eine sekundäre Rolle spielt. Es fällt auf, dass sich Sabina durch ihre Wortwahl nicht als Unternehmerin stilisiert: Die Lämmer und

⁵³Zeile 26f.

⁵⁴Zeile 29ff.

den Quark tun sie beispielsweise *abgeben* und nicht etwa verkaufen oder direkt vermarkten. Ebenfalls scheint Sabina nicht bekannt zu sein, wer der Käufer ihrer Lämmer ist. Das mag etwas erstaunen, da doch die Lämmer nebst den Direktzahlungen ihre Haupteinkünfte ausmachen. Sabinas Ausführungen wirken etwas wirr. Anders als bei der Einstiegsfrage, wo ihre Antwort einen präzisen, beinahe buchhalterischen Charakter hatte, fällt es ihr auf die Frage nach den Produkten sichtlich schwer, diese in eine klare Aussage zu verpacken: Sie vermischt Gegenwärtiges mit Geplantem und Vergangenen (*dann haben wir, tun wir ein Bitz Käse machen, also wir haben noch nicht ganz mit der Produktion angefangen, das kommt dann erst*). Ihre Pläne, eine Direktvermarktung aufzubauen, scheinen auch sehr vage: *das versuchen wir dann direkt zu verkaufen*. Diese zögerlichen, unstrukturierten Erläuterungen, die Unklarheit über den Käufer ihrer Lämmer sowie die Verwendung des Begriffs *abgeben* deuten darauf hin, dass wirtschaftlichen Aussenbeziehungen auf Caduffs Hof einen geringen Stellenwert beigemessen wird. Die Einbindung ihres Hofes in den Markt wird offensichtlich marginalisiert. Wichtig hingegen ist für sie die Subsistenz, was Sabina am Schluss dieser Sequenz ausführt. Es scheint, als funktioniere ihr Hof wie ein geschlossenes System, das so wenig wie möglich geöffnet werden soll: *Wir essen dann einfach das, was wir haben*. Ihre geringen Einkünfte werden durch ein Minimieren der Auslagen kompensiert. In der Aussage *alles was wir ausgeben, müssen wir auch verdienen* wird deutlich, dass Caduffs der Logik der traditionellen Subsistenzwirtschaft folgen. Alle Waren, die zugekauft werden müssen, stellen einen durch Eigenproduktion vermeidbaren Kostenfaktor dar.

Aus der Analyse der Einstiegssequenz lässt sich folgende Fallstrukturhypothese formulieren: Sabina und Andri verwirklichen auf ihrem bio-dynamischen Hof ein alternatives Lebenskonzept. Ihrer Entscheid, einen bio-dynamischen Hof aufzubauen, liegen primär lebensreformerische Motive zugrunde: Der Hof ermöglicht es ihnen, ein in ihren Augen gesundes und richtiges Leben zu führen. Indem sie die (wirtschaftlichen) Aussenbeziehung ihres Hofes marginalisieren, wenden sie das Kernprinzip der bio-dynamischen Landwirtschaft, den geschlossenen Betriebskreislauf, auch auf ihr ökonomisches Handeln an. Damit folgen sie der Logik der traditionellen Subsistenzwirtschaft: Das wirtschaftliche Ziel ist nicht die Maximierung von Gewinnen, sondern die Subsistenzsicherung ihrer Familie. Sie streben ein materielles Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsum an. Ihre Aufgabe als Bergbauern sehen sie nicht primär darin, für die Konsumenten gesunde, biologisch-dynamische Produkte herzustellen, sondern selber ein biologisch-dynamisches Leben zu führen. Die Direktzahlungen sind für Caduffs eine Medaille mit zwei Seiten: Einerseits ermöglichen sie ihnen ihr Wunsch-Dasein, die Erfüllung ihres Lebenstraums, andererseits konfliktieren sie aber mit ihrem beruflichen Selbstverständnis - als Staatsangestellte möchten sie sich nicht fühlen.

4 Kontrastierende Fallanalysen

An weiteren Sequenzen soll nun diese Fallstrukturhypothese geprüft und auch den aus der Analyse der objektiven Daten aufgeworfenen Fragen nachgegangen werden: (1) Welche Rolle spielt der Bruch mit dem Herkunftsmilieu, der sowohl in Sabinas wie auch in Andris Biographie deutlich wird, in ihrem Entscheid, gemeinsam einen bio-dynamischen Hof aufzubauen? Und welche Strategien verwendet Sabina, um sich mit ihrer nicht bäuerlichen Sozialisation im Feld der Bauern zu bewähren? (2) Wie sehen Caduffs ihre ökonomische Zukunft in Anbetracht ihrer hohen Verschuldung?

4.2.4 Analyse weiterer Sequenzen

Der Versuch, anders zu leben

Sabina betont, dass sie den Entscheid für den bio-dynamischen Landbau sehr bewusst fällt: *Aber ich habe die Kinder schon von Anfang an in den Steinerschulen gehabt und für mich ist das eigentlich klar gewesen //mhm// dass es eigentlich nur, dass das Zukunft hat.*⁵⁵ Der Zugang zu dieser Anbaumethode erfolgte über die Rudolf Steiner Schule und dem damit verbundenen geistigen Zusammenhang der Anthroposophie. Dass die antroposophische Gesinnung in Sabinas Selbstverständnis als biologisch-dynamische Landwirtin einen zentralen Stellenwert hat, zeigt sich an mehreren Passagen: So schildert sie, dass auf den bio-dynamischen Höfen halt noch ein anderer *Geist* herrsche, dass sie als Landwirtin auf die *Naturwesen* Rücksicht nehme und auch *andere Kräfte* mit einbeziehe.⁵⁶ Es fällt auf, dass sich Sabina in ihren Ausführungen, warum sie biologisch-dynamisch wirtschaftete, immer wieder stark von den Biobauern abgrenzt:

*S: (...) Und biologisch das ist halt, das sind zu viele, die bio- biologisch bauern, ohne dass sie irgendwie etwas Biologisches kaufen, oder. Also es hat mir mal einer vor vielen Jahren gesagt, der diese Szene so e chli verfolgt hat, da auch in einem kleinen Dorf hat gesagt, weisst du was, einer der dann geht ga Kuhköpfe eingraben, der tut glaube ich wirklich biologisch bauern, weil er hat zuviel gesehen einfach von diesen Bauern, die biologisch bauern, die haben ihre Milch abgegeben und UHT-Milch heimgenommen, Coca-Cola gekauft und alles, oder, wo dann irgendwie, ja du machst es wegen dem Geld, oder. Und das kann es eigentlich nicht sein.*⁵⁷

In dieser Sequenz wird deutlich, dass Sabina ihren Berufsstand zweiteilt in die bio-dynamischen Bauern, die *wirklich biologisch bauern* und die Biobauern, die im

⁵⁵Zeile 101ff.

⁵⁶Zeile 141, 152 und 154.

⁵⁷Zeile 101ff.

Gegensatz zu den bio-dynamischen Bauern nur ihre Produktionsweise ändern und gleichzeitig konventionelle und in Sabinas Augen wohl ungesunde Nahrungsmittel wie UHT-Milch und Coca-Cola konsumieren. Indem sie ihre eigene Milch abgeben und im Gegenzug UHT-Milch kaufen, streben sie keinen geschlossenen Betriebskreislauf an. Sabina unterstellt diesen Biobauern, dass für sie ökonomische Interessen ausschlaggebend für die Umstellung waren, was sie verurteilt. Im Kontrast zu den Biobauern liegt die Authentizität der bio-dynamischen Bauern ihr zufolge darin, dass diese auch rational nicht Nachvollziehbares in ihre Tätigkeit als Landwirte integrieren: Sie graben Kuhköpfe ein.⁵⁸ Zudem ändern die bio-dynamischen Bauern nicht nur die Produktions-, sondern auch die Lebensweise, was im weiteren Verlauf des Gesprächs von Sabina näher erläutert wird: *Und auch dass man, ja dass man versucht, man kann es, versucht e chli anders zu leben.*⁵⁹ Dieses *anders leben* besteht für sie darin, sich *bewusster* und *konsequenter biologisch* zu ernähren,⁶⁰ *anders* umzugehen mit dem *Boden* und den *Naturwesen* und auch noch *andere Kräfte* mit einzubeziehen.⁶¹ Damit kristallisiert sich der Kern ihres beruflichen Selbstverständnisses heraus: Als bio-dynamische Landwirtin verfolgt sie einen gesunden Lebensstil, pflegt einen bewussten Umgang mit den Produktionsgrundlagen und zieht in ihr Arbeiten auch Übersinnliches mit ein. An ihrer Wortwahl fällt wiederum auf, dass sie sich mit den Komparativen (*bewusster, konsequenter*) und der gehäuften Verwendung des Adjektivs *anders* sehr dezidiert von den Biobauern abzugrenzen versucht. Im weiteren Verlauf des Gesprächs bringt sie noch eine weitere Unterscheidungs-Dimension der bio-dynamischen und organisch-biologischen Landwirtschaft ein:

*S: (...) Ich habe es manchmal e chli so das Gefühl im Biolandbau beschränkt es sich aufs Nicht spritzen. //mhm// Und das ist mir einfach zu wenig. Es ist, es ist wie, es hört wie auf. Und das Bio-dynamische das geht halt weiter, oder. Das hast du eigentlich dein Leben lang, das ist ein leben- ein leben- ein lebenslanger Prozess, oder.*⁶²

Sabina gibt damit zu verstehen, dass sie nicht einfach dem Trend zu einer Ökologisierung der Landwirtschaft folgend diese Anbaumethode gewählt haben, sondern sich mit dem Aufbau des bio-dynamischen Hofes einer lebenslangen Aufgabe verschrieben und sich damit in einen Prozess begeben haben, der sie als ganze Menschen mit einschliesst. Die bisherigen Ausführungen stützen also die Annahme,

⁵⁸Mit dem „Kuhköpfe eingraben“ nimmt hier Sabina wohl Bezug auf das Eichenrinden-Kompostpräparat, zu dessen Herstellung ein Tierschädel gefüllt mit Eichenrinde im Boden vergraben wird.

⁵⁹Zeile 144.

⁶⁰Zeile 151 und 150.

⁶¹Zeile 151, 152 und 154.

⁶²Zeile 192ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

dass hinter dem bio-dynamischen Hof von Caduffs ein alternatives Lebenskonzept steckt. Die Umstellung ist nicht als Strategie, sich in einer ungewissen Zukunft ein Überleben als Bergbauern zu sichern, sondern als ihre Mission zu deuten: Dem Entscheid lagen nicht primär ökonomische Motive, sondern die antroposophische Gesinnung zu Grunde. Sabinas Denken ähnelt zudem in vielen Bereichen den Ideen der Lebensreformbewegung.⁶³ Auf die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft angesprochen, gibt Sabina zu verstehen, dass sie den Strukturwandel eine *ganz schlechte Entwicklung* finde.⁶⁴ In der Begründung kommt ihre anti-urbane Haltung zum Ausdruck:

S: (...) Also auch, auch für das soziale Leben, oder wenn du anstatt 60'000 Betriebe noch 20'000 hast, du musst dir mal vorstellen, all die Kinder, die dann auch in der Stadt müssen aufwachsen, also weisst du, ich mach mir dann, mach mir dann diese Überlegungen, oder. //mhm// .. Ehm, ja wo gehen all diese Leute hin? ⁶⁵

Sabina wünscht sich, dass die kleinbäuerlichen Strukturen und damit das Leben auf dem Land erhalten bleiben, weil es sich in ihrer Optik auf dem Land besser leben lässt als in der Stadt und die Bauernkinder daher privilegiert sind. Mit der Vermietung der Ferienwohnung will sie den Kindern, die in der Stadt aufwachsen *müssen* Einblick in das schöne Leben auf dem Land geben.⁶⁶ Ein weitere Idee, die Sabina mit der Lebensreformbewegung teilt, ist das Infragestellen des Privateigentums am Boden. Es leuchtet ihr nicht ein, weshalb man Boden besitzen kann. Wer den Boden bewirtschaften will, soll ihn haben können, weil *Boden eigentlich Allgemeingut* ist.⁶⁷ Wer ihn nicht mehr bewirtschaftet, soll ihn folglich auch nicht besitzen dürfen. Diese Haltung gegenüber dem Bodenrecht passt zu Caduffs Überzeugung, dass in der Schweiz möglichst alles geeignete Land bewirtschaftet werden soll, was in Andris Motiv für das selbständige Bauern zum Ausdruck kommt:

A: Ja wir haben natürlich, darum haben wir, habe ich eigentlich auch angefangen selbständig zu bauern, weil es da Brachland umegha hat relativ viel oder, wo ich dann eine Möglichkeit gesehen habe zum da zum da anfangen und das ist jetzt

⁶³Als Begriff tauchte die Lebensreformbewegung erstmals im späten 19. Jahrhundert auf und umfasste alle Bestrebungen zur Erneuerung der Lebensführung. Die vorerst medizinisch-hygienische wandelte sich zu einer sozialreformerischen Bewegung, deren Leitmotiv die Kritik an der Industrialisierung bzw. an der Materialisierung und Urbanisierung war. Aus den verschiedenen Strömungen der Lebensreformbewegung ging keine einheitliche, verbindende Theorie und eine umfassende Organisationsform hervor. Wichtige Anliegen waren aber die Ernährungsreform, die Naturheilkunde und die Bodenreform mit der Forderung nach Grundeigentum an Grund und Boden. Quelle: Historisches Lexikon der Schweiz, Artikel „Lebensreformbewegung“ auf: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16446.php>, (Stand: 02/01/2009).

⁶⁴Zeile 323.

⁶⁵Zeile 323ff.

⁶⁶Zeile 325.

⁶⁷Zeile 1023.

bewirtschaftet, oder. ⁶⁸

Ihrer bäuerlichen Habitusformation liegt es fremd, produktive Ressourcen brach liegen zu lassen. So bedauern sie denn auch, dass im Mittelland *die schönste Ackerfläche geopfert [wird], eigentlich für Einkaufszentren und Tankstellen.*⁶⁹

Abgrenzung vom Herkunftsmilieu

Es zeigte sich bereits in Sabinas Motiv für die bio-dynamische Landwirtschaft, dass sie sich sehr dezidiert von den organisch-biologischen Landwirten abgrenzt. Dieses „sich Abgrenzen“ zieht sich wie ein roter Faden durch das Interview, was darauf schliessen lässt, dass es habituell verankert ist. Auf die Frage, ob Sabina selber auch antroposophisch aufgewachsen sei, grenzt sie sich vehement von ihrem familiären Umfeld ab:

F: Und du bist denn auch schon antroposophisch aufgewachsen?

S: Nein. Nein gar nicht, nicht.

F: Wie bist du denn so dort dazugekommen?

S: Eben durch die Steinerschule //Ja// Das ist jetzt schon achtzehn, sechzehn Jahre her, oder.

F: Aber eben, selber bist du nicht in die Steinerschule gegangen?

S: Nein, neinein. ⁷⁰

Diese offensichtlich feindliche Einstellung ihrem Ursprungsmilieu gegenüber passt bestens zu Sabinas oben geschilderter anti-urbaner Haltung und bekräftigt die Vermutung, dass sie sich im Graubünden ein neues Leben aufgebaut hat. Zu diesem neuen Leben gehören neue Tätigkeiten - das Bauern -, aber auch neue Werte - diejenigen der biologisch-dynamischen Landwirtschaft bzw. der Anthroposophie. Sabina versucht sich als „Fremde“ nicht in die Gemeinschaft der Bauern zu integrieren, sondern grenzt sich in verschiedenen Bereichen vom traditionellen Bauernstand ab: Als sie über ihre Ausbildung spricht, weist sie darauf hin, ein fünfjähriges *Fachstudium* gemacht zu haben und hebt damit die bio-dynamische Landwirtschaft quasi auf eine wissenschaftliche Ebene.⁷¹ Sie spricht nicht davon, „das Bauern“ gelernt zu haben. Ebenfalls grossen Wert legt sie darauf, nicht *Bäuerin*, sondern *Landwirtin* zu sein, weil das für sie zwei grundlegend verschiedene Berufe seien.⁷² Als ausgebildete Landwirtin will sie deshalb nicht als Bäuerin gelten, weil diese

⁶⁸ Zeile 918ff.

⁶⁹ Zeile 447.

⁷⁰ Zeile 197ff.

⁷¹ Zeile 65.

⁷² Zeile 222f.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Berufsbezeichnung an die tradierten Geschlechterrollen in der Landwirtschaft gebunden ist: *oder, die Bäuerin am Haus und Herd*.⁷³ Sabina verurteilt diese bäuerlichen Geschlechterstereotypen und betont, dass sie und Andri eine gleichberechtigte Partnerschaft führen:

*S: (...) Ja, und wir, der Andri ist im Winter ist er Hausmann. Oder wenn du von der Bank eine Hypothek willst, zum Beispiel, nur so ein Beispiel, dann heisst es dann bei mir Beruf: Hausfrau und bei ihm heisst es dann Landwirt, oder. Da muss ich das einfach streichen, dann schreibe ich Landwirtin/ Hausfrau und bei ihm Landwirt/ Hausmann, oder.*⁷⁴

Für die Abgrenzung gegenüber dem traditionellen Bauernstand spricht zudem, dass Caduffs ihr Netzwerk unter Gleichgesinnten - vorwiegend in der Rudolf Steiner Schule - suchen. In die dörfliche Gemeinschaft sind sie nur schwach integriert. *Wenn man e chli anders denkt und anders macht*⁷⁵, sei es schwierig, Anschluss zu finden, meint Sabina.

Wir könnten uns eigentlich selber versorgen

Wie aus der Analyse der Eingangssequenz hervorgeht, spielt die Subsistenz auf dem Hof von Caduffs eine zentrale Rolle. Sabina und Andris ökonomisches Denken folgt, wie im Weiteren zu zeigen ist, der von Schallberger beschriebenen Logik der traditionellen Familienwirtschaft (vgl. Kapitel 2.3.2)

Wenn Sabina in der Eingangssequenz ihren Tierbestand beschreibt, den sie sich nur dank den Direktzahlung leisten können, wird klar, dass ihr Handeln nicht auf eine Gewinnmaximierung ausgerichtet ist. Es macht ihnen Freude, verschiedene Tiere zu halten und damit ihre materielle Grundlage selber zu erwirtschaften, weil es ihnen eine konsequente bio-dynamische Ernährung erlaubt. Dass sich ihr Einkommen zu einem so grossen Teil aus den Direktzahlungen zusammensetzt, bereitet Sabina jedoch grosse Mühe. Sie erkennt zwar, dass die Bergbauern für die erschwerten Produktionsbedingungen entschädigt werden müssen. Es wäre ihr aber lieber, wenn sie mehr Einnahmen aus dem Verkauf der Produkte erwirtschaften könnten. Konsterniert stellt sie fest, dass ihre familienwirtschaftlich erzeugten Waren auf dem Markt nicht konkurrenzfähig sind:

S: (...) Und ich hätte halt schon gerne, wenn, wenn die Produkte bezahlt würden, oder. Ich habe jetzt im Prinzip, jetzt hätte ich, habe ich eine Anfrage vom Bioladen,

⁷³Zeile 251.

⁷⁴Zeile 275ff.

⁷⁵Zeile 749f.

*sie möchten gerne Demeter-Eier verkaufen, und ich muss einfach sagen, wenn ich pro Ei 20 Rappen verdiene, wenn ich 20 Hühner habe, du kannst dir vorstellen, ist eigentlich Beschäftigungstherapie, oder. Ich habe keinen Anreiz, oder, ich habe meine paar Hühner für mich und das ist eigentlich paradox.*⁷⁶

Sabina möchte für ihre Produkte einen kostendeckenden Preis erhalten. Die Eier sollten soviel kosten, wie sie objektiv Wert sind. Damit ignoriert sie den Umstand, dass Preise nicht auf Höfen, sondern auf Märkten gemacht werden. Sabina ist aber bezogen auf die Preisbildung nicht einfach naiv oder ungebildet. Mit ihrer Sicht folgt sie präzise der Logik der Familienwirtschaft, die auf die Erzeugung von Gebrauchswerten und die Herstellung eines Gleichgewichts von Konsum und Produktion ausgerichtet ist. Dass sie ihre Hühner nur für sich hält, ist für Sabina deshalb paradox, weil sie das Subsistenzdenken nicht nur auf ihren Hof, sondern auf die ganze Schweiz anwendet. Sie versteht die Schweiz als autarkes Gebilde, das sich selber ernähren könnte. So meint sie auf die Frage, ob es ihr wichtig wäre, dass die Schweiz wieder mehr für den lokalen Markt produzieren würde:

*S: Ja unbedingt, ja, unbedingt, also wir könnten uns eigentlich selber ernähren, aber, aber eben halt nicht so, wie es läuft.*⁷⁷

Genauso, wie sie auf ihrem Hof essen, was sie gerade haben, fordert sie auch von den Schweizerinnen und Schweizern, lokale Produkte zu kaufen. Für sie ist es völlig widersinnig, *dass man das Zeug von weiss nicht woher hat, (...)dass wir einfach billige Erdbeeren haben im Winter.*⁷⁸ Sie könnte selber mit ihrem Hof einen Beitrag zur Subsistenz der Schweiz, zum Stopfen der hungrigen Mäuler leisten. Aber verschenken will sie ihre Produkte auch nicht einfach. Wenn sie keinen angemessenen Preis dafür kriegt, behält sie die Eier lieber für sich. Eine beinahe fatalistische Haltung an den Tag legend, nimmt Sabina an, als Produzentin keinerlei Einfluss auf die Preisbildung zu haben.

In ihrem eigenen Kaufverhalten spielt der Preis eine untergeordnete Rolle. Aus moralischen Gründen ist sie bereit, einen hohen Preis für ein Produkt zu bezahlen:

*S: (...) Da muss ich sagen, weisst du, wenn ich mal eine Schokolade kaufe, dann kostet die halt 3.20. Oder. Ich will, dass es den Bauern, die diese Schoggi produzieren, oder diesen Kakao, dass es denen auch gut geht, oder.*⁷⁹

Dass ihre Vorstellung der Preisbildung jedoch auch an Grenzen stösst, zeigt sich in Sabinas Äusserung, dass ja kein Kunde bereit wäre, ihr einen kostendeckenden

⁷⁶Ziele 307ff.

⁷⁷Zeile 414f.

⁷⁸Zeile 350f. und 416.

⁷⁹Zeile 120ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Preis für ihre Produkte zu bezahlen:

S: (...) Eben, wir müssten jetzt vielleicht für ein Lamm einen Tausender haben, oder, dass wir jetzt könnten, könnten existieren, oder. Ich meine, das bezahlt dir ja niemand.⁸⁰

Sie vermag es sehr wohl, sich in die Perspektive der Konsumenten zu versetzen, stellt aber dennoch resigniert fest, dass für die meisten der Preis den Kaufentscheid bestimmt. Dass Sabina ansatzweise auch ein Denken vom Markt her zugänglich ist, zeigt sich daran, dass sie eine Vorstellung davon hat, welche Produkte, die auf ihrem Hof hergestellt werden können, nachgefragt werden: Seit der Käser die von ihr gelieferten Demeter-Käselein in Windeseile verkauft hat, weiss sie, dass Demeter Produkte bei der Kundschaft auf Anklang stossen. Das subsistenzlogische Denken „vom Hof her“ verhindert bei Sabina jedoch die Herausbildung eines modern unternehmerischen Habitus, der es ihr erlauben würde, ihre Produktion bewusst auf den Markt auszurichten, oder eben durchgängig „vom Markt her“ zu denken. Der Verkauf von Eiern könnte für sie beispielsweise interessant werden, wenn sie die Produktionskosten durch eine betriebliche Rationalisierung senken könnte. Fehlendes unternehmerisches Denken zeigt sich auch daran, dass Sabina zwar die Signale des Marktes deuten, aber daraus keine Strategie entwickeln kann:

S: (...)Fleisch tun wir auch ein wenig direkt, aber nicht gross, weil das ist also schon eher ein Verlustgeschäft, wir haben eh, so Würste würden wahnsinnig gut gehen, wir haben so hohe Metzgerkosten, dass ich muss sagen, also wir machen ein bisschen für uns, also einfach verschenken will ich es ja auch nicht.⁸¹

Würden Caduffs mit ihrem Hof wirtschaftliche Ziele verfolgen, dann hätten sie sich bei der Hofgründung überlegt, welche Waren sie auf dem Hof unter modernen Bedingungen produzieren könnten. Ein solches modern unternehmerisches Denken mit dem Ziel der Gewinnmaximierung liegt ihnen aber fern. Sie haben einen eigenen Hof gebaut, um Land zu bewirtschaften, das vorher brach lag und um ein selbstversorgerisches Leben zu führen. Dass es anderen Bauern darum geht, sich zu bereichern und Gewinne zu erwirtschaften, kann Andri nicht verstehen:

A: Also ich finde das schon sinnvoll wenn es ein paar .. Bauern da drauf hat, auf dem Land, die von dem leben. Oder ich könnte da, das flache Land da unten könnte ich da schon hundert Hektaren bewirtschaften und die entsprechenden Maschinen auch leihen, oder, aber wenn da könnten, eh wenn da 10 Leute können darauf leben, warum soll ich das alleine machen, oder. //mhm// Es können ja auch andere Leute leben, oder.⁸²

⁸⁰Zeile 452f.

⁸¹Zeile 41ff.

⁸²Zeile 894ff.

Auch wenn sie ihn vielleicht gerne als solches verstehen würden, ist Caduffs Hof in der Realität kein autarkes Gebilde; sie sind in einen wirtschaftlichen Zusammenhang eingebunden. Obschon es ihnen gelingt, ihre Ausgaben durch die Selbstversorgung auf einem tiefen Niveau zu halten, sind Caduffs auf ein Einkommen angewiesen, um ihre hohen Schulden zurück zu bezahlen. Bisher bestanden diese Einkünfte fast ausschliesslich aus den Direktzahlungen. Ich werde im nächsten Abschnitt zeigen, weshalb ihnen der grosse Anteil der Direktzahlungen an ihrem Einkommen ungeheuer ist. Angesprochen darauf, wie sie die Zukunft der Schweizer Agrarpolitik sehen, mutmasst Sabina, dass die Direktzahlungen ganz bestimmt zurück gehen werden. Der Bund wolle die Betriebe nun kontinuierlich zum Vergrössern zwingen, damit man dann mit den Direktzahlungen zurückfahren könne. Die Frage, ob ihr Betrieb denn ohne Direktzahlungen eine Chance hätte, wird von Sabina verneint: *vielleicht würden wir dann ausbauen, dass wir mehr Betreute würden aufnehmen, und irgendwie halt dann Selbstversorgung. Oder, und, jemand würde dann vielleicht ja arbeiten.*⁸³ Der in Betracht gezogene Ausbau des Hofes präzisiert Sabina später: Sie wollen mit der Vereinigung „ProSpecieRara“ eine Alp suchen und dort eine Herde Schafe einer alten Rasse halten.⁸⁴ Die Milch soll zu Schafkäse weiterverarbeitet werden, der nebst dem Demeter auch das Label der ProSpecieRara trägt: *Ein Topprodukt, das sie zu einem guten Preis verkaufen können.*⁸⁵ Im weiteren Verlauf des Gesprächs schieben sich jedoch schon wieder dunklere Wolken vor die Zukunftspläne:

*S: Ich denke, das wäre, dort ist sicher etwas zu machen, aber eben, wenn das dann alle wieder machen, oder, es fangen dann auch andere an, Schafkäse zu produzieren, dann geht halt der Preis schon wieder runter. Also es hat schon Platz für ein Paar, die Nischen machen, aber eben auch nicht für alle //mhm// das ist ja dann immer das Problem, oder.*⁸⁶

Auch wenn Caduffs also Ideen haben, wie sie trotz der sinkenden Direktzahlungen ein Einkommen erzielen können, wird die Familienwirtschaft und damit verbunden die Selbstversorgung die zentrale Strategie zur Existenzsicherung bleiben.

Wir sind eigentlich manipulierbar

Sabinas kritische Haltung gegenüber den Direktzahlungen zeigte sich bereits in der Analyse der Eingangssequenz. Im Zentrum ihrer Kritik steht einerseits, dass

⁸³Zeile 397ff.

⁸⁴ProSpecieRara ist eine schweizerische Stiftung für die kulturhistorische und genetische Vielfalt von Pflanzen und Tieren.

⁸⁵Zeile 519 und 523.

⁸⁶Zeile 652ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

die Schweizer Landwirtschaft durch diese Zahlungen ihren produktiven Charakter verliere und andererseits, dass die Bauern damit zu unfreien Staatsdienern verkämen.

Sabina fühlt sich durch die politische Intervention der Direktzahlungen in ihrer Freiheit beraubt und sieht darin gar eine staatliche Verschwörung gegen die Bauern, was sich in zwei kurzen Sätzen manifestiert:

*S: (...) Also uns sind ja eigentlich, also wenn ich, wenn ich nicht pariere mit irgendwie öppisem, jetzt haben sie reklamiert wegen den Schweinen, wenn ich nicht gehorche und das mache, was die sagen, dann habe ich einfach nichts mehr. Und sie haben uns einfach total in der Hand, also wir sind eigentlich erpressbar.*⁸⁷

*S: Oder wir sind eigentlich, auch wie ich gesagt habe am Anfang, eigentlich Staatsangestellte, der Staat sagt uns so viel, weil wir Geld haben vom Staat. //mhm// Und wir sind eigentlich manipulierbar.*⁸⁸

Sabina fordert anstelle der Direktzahlungen einen gerechten Preis für ihre Produkte, weil sie sich damit freier fühlen würde. Sie möchte auf ihrem Betrieb - der für sie einen Freiraum darstellt - ein selbstbestimmtes Leben führen und nicht machen müssen, was ihr der Staat vorschreibt.

Kein Problem hat sie wiederum damit, dass der Staat die Direktzahlungen an einen ökologischen Leistungsausweis bindet: *Das ist gut, oder, dass dort hat eigentlich der Staat wie etwas in der Hand, oder durch diese Direktzahlungen können sie sagen, aber ihr müsst auch eure 5% Ökofläche haben, oder.*⁸⁹ Die Erfüllung der ökologischen Auflagen stellt auf dem Hof von Caduffs weder ein Problem dar,⁹⁰ noch konfliktiert sie mit ihrem Arbeitsverständnis, wie das bei den konventionell wirtschaftenden Bauern häufig der Fall ist.

Sabina macht die Direktzahlungen dafür verantwortlich, dass in der Schweiz immer weniger Nahrungsmittel produziert werden: Die Bauern hätten gar keinen Anreiz, mehr zu produzieren, weil erstens die Preise so tief seien und zweitens die Direktzahlungen nicht von der Produktionsmenge abhängig gemacht würden. Sie prognostiziert, dass die Direktzahlungen die Schweiz in eine Krise führen würden: Unser Land werde selber gar nichts mehr produzieren und sich völlig in die Abhängigkeit des Imports begeben:

S: (...) Oder, und jetzt, wir werden ja bezahlt für jedes Schaf, das ich mehr halte, werde ich bezahlt, oder, ohne dass ich an sich, ich muss nichts produzieren, eben

⁸⁷Zeile 366f.

⁸⁸Zeile 881ff.

⁸⁹Zeile 337ff.

⁹⁰Der Anteil der Ökologischen Ausgleichsflächen an ihrem Land beträgt rund 50%.

*weil der Anteil, von dem wo, also jetzt, das ist jetzt nur in den Bergen so, oder, der Anteil von dem, wo ich dann kann, Geld habe vom Verkaufen ist so klein, oder. Ich könnte jetzt ein Altersheim machen mit Tieren, oder, zum Beispiel, ich meine, wo führt das hin? Oder //Ja, aber eben// Schlussendlich müssen wir ja auch Essen produzieren, und, wir können nicht einfach alles irgendwie von Afrika oder von Südamerika kommen lassen, oder. Aber es kommt, es kommt so weit, oder ..*⁹¹

Krisenhaft ist diese Entwicklung für Sabina, weil in einem Land, das nur noch Waren importiert, das in der Familienwirtschaft angestrebte Gleichgewicht von Produktion und Konsum völlig aus dem Ruder geraten ist. Diese Passage verdeutlicht noch einmal, dass sie die Logik der Subsistenz nicht nur auf ihren eigenen Hof sondern auch auf die Schweiz anwendet.

Ihre Erfahrungen des schwierigen Aufbaus eines eigenen Bauernbetriebs hat Caduffs ebenfalls skeptisch gegenüber den Direktzahlungen gestimmt: Sie mutmassen, dass es unter den Bedingungen des freien Marktes viel einfacher wäre, einen neuen Betrieb aufzubauen. Jetzt, wo die Bauern auf ihrem Land sitzen bleiben, weil die Direktzahlungen sich nach der bewirtschafteten Fläche bemessen, ist es für einen gescheiterten Hofnachfolger praktisch unmöglich, Land zu erwerben und einen neuen Betrieb zu gründen.

Ambivalent ist Caduffs Verhältnis zu den Direktzahlungen, weil sie trotz der massiven Kritik hochgradig abhängig von der staatlichen Unterstützung sind. Ohne die Gewissheit, ihre Schulden dank der Direktzahlungen jährlich verringern zu können, hätten sie ihren eigenen Hof nicht aufbauen können. Dass sie sich dieser Abhängigkeit völlig bewusst sind, zeigt sich an Andris Einschätzung der Weiterentwicklung der Schweizer Landwirtschaft:

*A: Also die nächsten Jahre sehe ich da keine Riesenveränderungen. Oder, wenn es ja jetzt, der freie Markt würde jetzt aufs Mal einbrechen, dann würden wir ja Konkurs gehen mit den Schulden, die wir jetzt gerade haben. Oder weil wir haben, dann hätten wir müssen, dann hätte das müssen vor 10 Jahren passieren, dann wäre es auch gegangen. //Ja// Aber jetzt haben wir halt mit den momentanen Verhältnissen gerechnet, oder.*⁹²

In Andris Aussage macht sich auch ein eigentümliches Gefühl der Sicherheit breit: Er rechnet nicht damit, dass sich die agrarpolitischen Rahmenbedingungen rasch ändern werden, sondern der Staat die kleinen Bergbauern auch künftig vor dem freien Markt schützen wird. Offensichtlich vertraut er auf die gesellschaftliche Einsicht in die Notwendigkeit der Berglandwirtschaft. Gleichsam der wirtschaftlichen

⁹¹Zeile 380ff.

⁹²Zeile 567ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

werden in Andris Sichtweise auch die politischen Aussenbeziehungen seines Hofes marginalisiert. Wenn er meint, der Staat könne jetzt nicht einfach die Rahmenbedingungen ändern und damit seine Existenz bedrohen, rückt er ihren Hof ins Zentrum seiner Betrachtung. Dahinter steckt die naive Vorstellung, dass der Staat die agrarpolitischen Veränderungen so gestalten muss, dass alle Schweizer Bauern überleben können, was zwar Caduffs Wunsch ist, nicht aber der Realität entspricht.

4.2.5 Fazit

Sabina und Andri haben aus der Überzeugung, dass ein bäuerliches Leben wertvoll ist und in der Schweiz möglichst alle produktiven Ressourcen genutzt werden sollen, einen neuen Hof aufgebaut. Dieser Hof ist für sie ein Freiraum, der es ihnen erlaubt, ein gemäss ihrer inneren Werthaltung richtiges Leben zu führen. Sie orientieren sich dabei an der Anthroposophie und der Idee der traditionellen Subsistenzwirtschaft und grenzen sich von ihrem Umfeld - vom traditionellen Bauernstand, von den anderen Biobauern, von den eigenen Familien - ab. Sie lassen sich praktisch nicht in dörfliche und regionale Gemeinschaften einbinden und suchen ihr Netzwerk einzig unter Gleichgesinnten in der Rudolf Steiner Schule. Der Weg zum eigenen Hof war für Sabina und Andri lang und steinig: Sie hatten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, Land und Direktzahlungen zu bekommen. Neidvoll blicken sie auf die Hofnachfolger, die so einfach zu einem eigenen Betrieb kommen. Mit der Hofgründung haben sich Caduffs in eine widersprüchliche Situation begeben: Der Subsistenzlogik folgend ist ihr Handeln nicht primär auf die Erzielung von Gewinnen, sondern auf die Sicherung der eigenen Existenz ausgerichtet. Weil ihr Hof aber kein autarkes Gebilde ist, ist ihre Existenz auch von einem ökonomischen Erfolg abhängig: Damit sie ihre hohen Schulden zurückzahlen können, sind sie auf ein Einkommen angewiesen, das sich heute zum grössten Teil aus den Direktzahlungen zusammensetzt. Wenn diese staatlichen Unterstützungen herabgesetzt werden, müssten Caduffs in der Lage sein, einen grösseren Teil ihres Einkommens aus dem Verkauf von Produkten zu erwirtschaften. Das Subsistenzdenken hindert aber die Herausbildung eines unternehmerischen Habitus, der zu einer Ausrichtung des Hofes auf den Markt erforderlich wäre. Caduffs starke Fixierung auf den Hof, die Marginalisierung der Aussenbeziehungen und ihr bäuerliches Selbstverständnis passen überhaupt nicht zu den aktuellen agrarpolitischen Rahmenbedingungen in der Schweiz, was sie daran hindert, offensive Zukunftsstrategien zu entwickeln: So lange ihnen kein Arrangement mit den ausserhöfischen Mächten - dem Staat und dem Markt - gelingt, werden sie auch weiterhin auf ihren Hof fixiert bleiben.

4.3 Ernst Wüthrich

Das Interview mit Ernst Wüthrich findet an einem schwülen Spätsommertag auf seinem Hof im Seminarraum statt. Zu Beginn des Gesprächs sitzt Ernsts Sohn, der auch gerne dabei sein möchte, auf seinem Schoss. Er wird zunehmend ungeduldig, verlangt Ernsts Aufmerksamkeit und wird dann aufgefordert, nach seiner Mutter zu schauen. Anschliessend an das Interview zeigt mir Ernst den Hof einschliesslich des Ladens und schenkt mir dort voller Stolz eine Packung der selbst zusammengestellten Müesli-Mischung.⁹³

4.3.1 Objektive Daten

Die Familie Wüthrich bewirtschaftet einen 30 Hektaren grossen Mischbetrieb. Der Hof liegt in einem kleinen Weiler ungefähr achteinhalb Kilometer ausserhalb von Bern an einer Durchgangsstrasse auf 630 Meter über Meer. Ernst hat den Hof 1998 in fünfter Generation übernommen. Seine Eltern waren damals 66-jährig. Seither wohnen sie im Stöckli nebenan und helfen - wie es auf einem traditionellen Bauernbetrieb üblich ist - immer noch bei der Arbeit mit. Ernst wird 1970 geboren. Nach einem zehnten Schuljahr tritt er die landwirtschaftliche Lehre an. 1992 stirbt sein Bruder, der ebenfalls das Bauern gelernt hat. Ernst kann sich zwar grundsätzlich vorstellen, die Hofübernahme anzutreten, aber nicht zu diesem Zeitpunkt. So begibt er sich mit dem Fahrrad auf eine längere Reise und besucht anschliessend eine Handelsschule. Ernst nutzt die Gelegenheit einer längeren Abwesenheit vom Hof und geht seinen breit gefächerten Interessen nach: Er will in seinen Jugendjahren *viele verschiedene Sachen* machen.⁹⁴ 1995 schliesst Ernst die Betriebsleiterschule erfolgreich ab. Drei Jahre später übernimmt er den Hof und stellt ihn von IP auf bio-dynamische Produktion um. Im selben Jahr kommt er mit seiner Frau Renate zusammen, die aus der Region Thun stammt und an der bio-dynamischen Gartenbauschule Hünibach das Gärtnern lernte. Sie ist ebenfalls ländlich aufgewachsen. Ihre Mutter arbeitete als Buchhalterin, der Vater ist ausgebildeter Schreiner und arbeitete später als Laborant. Renate ist drei Jahre älter als Ernst. Sie haben zusammen zwei Kinder. Die Tochter ist in der zweiten Klasse, der Sohn noch im Vorschulalter. Mittlerweile ist das Paar verheiratet; sie hatten es aber nicht besonders eilig mit Heiraten, wie Ernst im Gespräch betont.

Die Aktivitäten auf Wüthrichs Hof sind äusserst vielfältig: Wüthrichs halten eine Herde von 70 Mutterkühen, 20 Schweine und 500 Legehennen. Die 30 Hektaren

⁹³Im Transkript stehen die Initialen „F“ für die Interviewerin und „E“ für Ernst.

⁹⁴Interview mit Ernst Wüthrich vom 3. September 2008, Zeile 549.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Land, allesamt in der Talzone liegend, von denen Ernst 10 Hektaren erst seit zwei Jahren in Pacht hat, gliedern sich in je einen Drittel Getreide, Grünland sowie Hackfrüchte und Lagergemüse. Die Mutterkühe und Schweine lässt Ernst in der nahe gelegenen Schlachtstelle schlachten. Aus dem Getreide wird einerseits Futter gemacht, der Rest wird in einer Mühle gemahlen und abgepackt. Wüthrichs verkaufen ihre bio-dynamischen Produkte im hofeigenen Laden, der jeden Tag von acht bis zwanzig Uhr geöffnet ist. Daneben werden sechs Bioläden in der Stadt Bern mit ihren Erzeugnissen beliefert. Der Handel und Verkauf von Bioprodukten ist ein weiteres wichtiges Standbein des Betriebs. Die zugekauften Waren werden ebenfalls im Hofladen angeboten. Das Sortiment reicht vom Wein über Konserven bis zu Kosmetika und Waschmitteln. Renate verkauft zudem auf dem Hof gepflückte Frischblumen und Blumengestecke. Oberhalb des Hofladens befindet sich ein modern eingerichteter Seminarraum mit 35 Plätzen, der inklusive technischer Einrichtung (Beamer, Dia- und Hellraumprojektor) vermietet wird. Viermal im Jahr laden Wüthrichs zum Musig-Brunch ein. Die Hofgastronomie wird von einem befreundeten Paar geführt, deren Dienstleistungen auch für private Anlässe angeboten werden. Ein Haus auf dem Hofareal stellt Ernst einer Wohn- und Arbeitsgemeinschaft für junge Menschen mit Lernschwierigkeiten, einer geistigen und/ oder psychischen Beeinträchtigung zur Verfügung. Im Gegenzug arbeiten die Jugendlichen auf dem Betrieb mit. Ernst bildet ebenfalls Lehrlinge aus. Da er aber mit der Wohngemeinschaft schon genügend junge Menschen um sich hat, bevorzugt er angehende Biobauern auf dem zweiten Bildungsweg, die schon etwas älter sind und mehr Lebenserfahrung haben. Im Hofladen werden zwei Angestellte zu je 50 Prozent beschäftigt. Ernst beabsichtigt, die auf seinem Hof benötigte Energie selber herzustellen: Dazu wurde auf dem Dach der Scheune eine grosse Solar-Anlage installiert. Gegenwärtig möchte Ernst seinen Betrieb durch einen Wellnessbereich und Agrotourismus erweitern. Geplant ist der Bau einer Ferienwohnung oberhalb des Kuhstalls. Bei beiden Projekten ist Ernst jedoch auf Widerstände gestossen, da diese Nutzungen nicht Landwirtschaftszonen-konform sind.

Ernst ist Mitglied von Biosuisse, Demeter und dem Bauernverband. Die Direktzahlungen machen nach seiner Schätzung ungefähr einen Fünftel seines Einkommens aus.

4.3.2 Ernst, der offensive Biunternehmer?

Ernst absolviert eine klassische landwirtschaftliche Ausbildung und sucht sich gleichzeitig schon früh ausserhalb der Landwirtschaft liegende Herausforderungen: Er geht auf Reisen und macht eine Handelsschule, wo er sich wirtschaftliches Wissen aneignet. Mit dem Tod seines Bruders drängt sich für ihn offensichtlich die

Frage nach der Hofnachfolge auf. Ernst übernimmt den Hof und beginnt sogleich mit der Umstellung auf die biologisch-dynamische Bewirtschaftung. Er führt damit einerseits die Familientradition weiter, andererseits bricht er aber mit der überlieferten Bewirtschaftung und entschliesst sich, landwirtschaftlich neue Wege zu gehen. Sein Betrieb hat viele verschiedene Standbeine und ist zu einem Unternehmen angewachsen: Produktion, Verkauf, Handel, Gastronomie, Raumvermietung, Wellness - Ernst vereint auf seinem Hof landwirtschaftliche und dienstleistungserische Aktivitäten. Ein grosser Teil der Produkte wird im eigenen Hofladen mit den sehr liberalen Öffnungszeiten direkt vermarktet. Mit der Belieferung der Bioläden in der nahe gelegenen Stadt hat sich Ernst einen weiteren guten Absatzkanal erschlossen. Der Verzicht auf die Milchwirtschaft und die Einstellung von Mitarbeitern erlauben der Familie Wüthrich eine flexiblere Freizeitgestaltung: Sie können sich auch einmal einen freien Tag machen und in die Ferien gehen.

Aus der Analyse der objektiven Daten lässt sich eine erste Fallstrukturhypothese aufstellen: Ernst verfügt über einen rationalen, unternehmerischen Habitus. Er hat die Betriebszweige diversifiziert und sich verschiedene Standbeine aufgebaut, um dem Hof auch in einer ungewissen Zukunft mit sich ständig wandelnden Rahmenbedingungen ein Überleben zu garantieren. Da seine Eltern nicht biologisch wirtschafteten, scheint es aus der Analyse der objektiven Daten erklärungsbedürftig, weshalb sich Ernst für den bio-dynamischen Landbau entschieden hat. Es lässt sich vermuten, dass hinter der Umstellung auf die biologisch-dynamische Landwirtschaft eher ein unternehmerisches Kalkül als eine gesinnungsethische Überzeugung für diese Anbaumethode steckt: Bio-dynamische Erzeugnisse lassen sich zu einem höheren Preis verkaufen als Knospenprodukte. Ernst hat eine zunehmende Nachfrage nach bio-dynamischen Lebensmitteln antizipiert und sich deshalb entschieden, nicht nur biologisch, sondern bio-dynamisch zu wirtschaften.

4.3.3 Eingangssequenz

F: Ja, mich nähme es vor allem Wunder, wie du dazu bist gekommen, hier zu bauen, oder wie das, das ganze so chli .. allgemein gewachsen ist, halt.

E: Ja, es ist natürlich e chli naheliegend, weil .. das ist aus der Familie use der Hof //mhm// natürlich, ja ja. Also das ist, meine Eltern haben schon gebauert //ja// vor eh 15 Jahren ja .. und ich habe vor 10 Jahren danach übernommen.

F: Ja, also vor 15 Jahren haben deine Eltern//E: noch getan, eigentl-// noch getan //Ja//

E: Und dann habe ich übernommen, vor 10 Jahren, jetzt ist es gerade 10 Jahre, ja.

F: Mhm, und deine Eltern haben denn auch schon biologisch gebauert?

4 Kontrastierende Fallanalysen

*E: Jaa, einfach, man kann sagen biologisch, einfach nicht zertifiziert und ohne Knospe, so quasi, jaja.*⁹⁵

Die Interviewerin signalisiert durch das eröffnende *Ja* den Beginn des Interviews. Mit dem *mich* hebt sie das Gespräch auf eine persönliche Ebene. Der Konjunktiv *nähme* drückt eine Unsicherheit in der Fragestellung aus. Es *würde* die Interviewerin interessieren, aber sie ist sich nicht sicher, ob der Gesprächspartner tatsächlich bereit ist, ihre Frage zu beantworten und damit das Gesprächsbündnis, das entscheidend für das Gelingen eines Interviews ist, einzugehen. Mit dem *Wunder nehmen* bekundet sie ein echtes Interesse an der Person, die ihr gegenüber sitzt und deren Geschichte. Im Anschluss zeigt sich nun, worin sie das Besondere an Ernst sieht: *wie du dazu bist gekommen, hier zu bauern*. Fragt man jemanden, wie er zu etwas gekommen ist, wird diesem *Etwas* eine Besonderheit zugeschrieben. In ihrer Frage spricht die Interviewerin sowohl die Tätigkeit, wie auch die Lokalität an: Es interessiert sie, wie Ernst zum *hier bauern* gekommen sei. Die Einstiegsfrage ist damit gestellt. Mit dem *oder* leitet die Interviewerin eine Variante dieser ersten Frage ein, die sich sogleich als sehr unspezifisch erweist: *wie das Ganze so chli allgemein gewachsen ist, halt*. Sie referiert an eine Einheit, mit der im Kontext des Interviews nur Ernsts Betrieb gemeint sein kann. An dieser Aussage zeigt sich zudem, dass die Interviewerin schon über Vorwissen verfügt: Sie scheint zu wissen, dass *das Ganze*, also Ernsts Betrieb, gewachsen ist.

Die Interviewerin interessiert sich also zunächst dafür, wie ihr Gegenüber zu der als Besonderheit stilisierten Tätigkeit des *hier bauerns* gekommen ist und zweitens, wie sich der Betrieb entwickelt hat. Ernst kann sich in der Folge für die Beantwortung von drei Fragen entscheiden: Er kann erklären, wie er zum Bauern bzw. zu diesem Hof gekommen ist, oder er kann aufzeigen, wie sich der Betrieb entwickelt hat.

Ernst drückt seine Bereitschaft, auf die Einstiegsfrage zu antworten mit einem *Ja* aus, signalisiert, dass er die Frage verstanden hat und geht damit das Gesprächsbündnis ein. Mit der Aussage, dass für ihn die Entscheidung *naheliegend* war, weist Ernst die von der Interviewerin dargestellte Besonderheit zurück. Dass es alternativ zur Hofübernahme noch andere Entscheidungsoptionen gegeben haben kann, drückt Ernst mit dem relativierenden *e chli* aus. Mit dem *weil* leitet Ernst eine Erklärung ein. Die Feststellung *Das ist aus der Familie use der Hof* deutet darauf hin, dass für Ernst der Hof und die Familie miteinander verwachsen sind und eine untrennbare Einheit bilden. Es wäre für ihn völlig unnatürlich, wenn an seiner Stelle nun ein „Fremder“ und nicht ein Familienmitglied den Hof führen würde. Mit dem Referieren an die *Familie* und nicht nur an seine Eltern betont Ernst die längerfristige Tradition des Hofes: Nicht nur seine Eltern müssen im Besitz dieses

⁹⁵Zeile 9ff.

Bauernguts gewesen sein, sondern schon andere Vorfahren. Er appelliert damit an die Tradition, dass der Hof in der Familie bleibt und wie selbstverständlich weitergeführt wird. Mit der Bemerkung *meine Eltern haben schon hier gebaut* bekräftigt Ernst das bereits Gesagte und stellt es als bedingungslose Folge dar, weiterzuführen, was seine Eltern und Vorfahren aufgebaut haben. Beide Begründungen von Ernst, wieso für ihn die Hofübernahme *naheliegend* war, liegen auf einer sachlichen Ebene. Er stellt sich damit überhaupt nicht ins Zentrum der Antwort. Die Einstiegsfrage würde ihm jedoch einen solchen Anschluss durchaus ermöglichen: Er könnte beispielsweise erläutern, dass ihm die landwirtschaftliche Arbeit schon immer gefallen habe, oder dass er gerne mit den Tieren arbeite. Die beiden von ihm gelieferten Erklärungen beziehen sich nicht auf einen Willensentscheid von Ernst, sondern auf die Tradition der Hofnachfolge.

Im Folgenden scheint es, als würde Ernst den Entscheid zur Hofübernahme mit zwei präzisen Zeitangaben für sich noch einmal Revue passieren lassen: Vor 15 Jahren hätten seine Eltern schon gebaut. Da nicht anzunehmen ist, dass seine Eltern den Hof erst dann übernommen haben, scheint es erklärungsbedürftig, weshalb sich Ernst diese Zeitspanne vergegenwärtigt. In seiner Laufbahn als Bauer muss vor 15 Jahren ein Meilenstein gelegt worden sein, dessen Identifikation durch das Beiziehen der objektiven Daten naheliegend scheint: Als sein Bruder vor 16 Jahren starb, wurde Ernst zum einzig möglichen Hofnachfolger. In der folgenden Aussage tritt er zum ersten Mal als Subjekt auf: Vor 10 Jahren habe er *danach übernommen*. In seiner knapp ausfallenden Antwort erzählt Ernst also die Geschichte, wie es dazu kam, dass er nun hier bauert. Er geht nicht auf die Entwicklung des Hofes ein.

Auf die zweite Frage, ob seine Eltern auch schon biologisch gebaut hätten, lassen sich gedankenexperimentell zwei mögliche Anschlüsse bestimmen: Sie kann bejaht oder verneint werden. Ernst jedoch entscheidet sich für eine dritte Option: Er bejaht die Frage, obwohl er sie korrekterweise verneinen müsste. Seine Eltern haben den Betrieb nicht nach biologischen Richtlinien bewirtschaftet. Die Tatsache, dass Ernst die Frage aber trotzdem bejaht, deutet darauf hin, dass die Anbaumethode seiner Eltern in seinen Augen der Qualität des biologischen Bauerns entsprach. Sie hatten zwar keine formelle Anerkennung als Biobauern, ihre Produktion war aber ökologisch und nachhaltig. Sie scheinen den Betrieb nicht auf Kosten der Umwelt intensiviert zu haben. Obschon seine Eltern keine Biopioniere waren, wurde Ernst auf dem elterlichen Hof mit einem ökologischen Bewusstsein sozialisiert. Aus Ernsts Antwort lässt sich auch vermuten, dass er einen pragmatischen Umgang mit den Richtlinien pflegt: Für ihn zählt, was ein Bauer auf seinem Hof umsetzt und nicht nur, was auf dem Papier steht.

Die in der Eingangssequenz vollzogene Selbststilisierung Ernsts als traditionsgeleiteten Hofnachfolgers kontrastiert zum aus der Analyse der objektiven Daten

gewonnenen Bild des modernen Unternehmers. Es gilt nun anhand des restlichen Interviewmaterials herauszufinden, wie bzw. ob es Ernst gelingt, in seinem Dasein als Bauer gleichzeitig modern unternehmerische und traditionelle Züge zu vereinen. Zudem soll die aufgestellte Hypothese überprüft werden, ob es sich bei der Umstellung auf die bio-dynamische Landwirtschaft tatsächlich um ein unternehmerisches Kalkül handelte oder aus welchen anderen Motiven sich Ernst für diese Anbaumethode entschieden hat.

4.3.4 Analyse weiterer Sequenzen

Der traditionsgebundene, ökologisch denkende Bauer

Aus der Analyse der Eingangssequenz geht hervor, dass das familial-bauernweltliche Traditionsmotiv ausschlaggebend für Ernsts Hofübernahme war. Im weiteren Verlauf des Gesprächs zeigt Ernst durchaus ein Bewusstsein dafür, dass die Hofübernahme heute für einen jungen Bauer keine Selbstverständlichkeit mehr darstellt. Dennoch fällt es ihm schwer, sich für seinen Hof gedankenexperimentell ein Ende der Familientradition vorzustellen. Statt nur zu hoffen, eines seiner Kinder möge den Hof einmal übernehmen, richtet Ernst den Betrieb schon heute auf die Bedürfnisse der Ausdifferenzierung von Familienleben und Arbeit sowie einer flexibleren Freizeitgestaltung aus. Er gibt ebenfalls zu verstehen, dass das Fortsetzen der Familientradition allein kein ausreichendes Motiv ist, um heute als Bauer zu bestehen:

E: Ich möchte, dass es weitergeht, es ist, es träumt jeder Mensch-, ich habe e chli die Illusion, dass es in der Familie, es geht immer weniger, weil, also .. ich möchte, es wäre schön, aber man darf diese Erwartungen heute nicht mehr haben, weil es, wirklich .. entweder machst du es mit Leib und Leben und sonst musst du es nicht machen //mhm// und den Betrieb, den tue ich einfach schon heute ausrichten mit .. dass, auch wenn wir in die Ferien gehen, dass ich einfach in die Ferien kann gehen, dass das einfach läuft.⁹⁶

Dass Ernst selber *mit Leib und Leben* Bauer ist, bringt er mehrmals zum Ausdruck; beispielsweise, als er auf sein bäuerliches Selbstverständnis angesprochen wird:

E : (...) das ist einfach so ein schöner Beruf, weil du bist alles. Du hast so viele verschiedene eh, verschiedene Funktionen (...) Die Hauptfunktion ist eben schon, dass wir gesunde, gute .. faire Nahrungsmittel produzieren, dass wir Sorge haben

⁹⁶492ff.

*zu unserem Grundwasser, wir können immer noch Wasser trinken ohne Chlor hier in der Schweiz und das ist, das sind Investitionen, die wir machen hier.*⁹⁷

In Ernsts Arbeitsverständnis sind insofern Züge eines traditional bäuerlichen Arbeitsethos enthalten, als dass es teilweise an ein nährständisches Bewusstsein gekoppelt ist: Die wichtigste Funktion der Bauern ist in seinen Augen das Stopfen der hungrigen Mäuler, die Ernährung der Bevölkerung. Er betont aber auch, dass sich die Landwirtschaft an eine nachhaltige Produktion zu halten habe. Indem er verdeutlicht, dass es ebenfalls die Aufgabe der Bauern sei, zum Grundwasser Sorge zu tragen, stellt er die bäuerliche Naturbearbeitung reflexiv in seinen Hof überschreitende ökologische Zusammenhänge. Er ist sich der externen Effekte des bäuerlichen Wirtschaftens bewusst. Die biologische Landwirtschaft darf aber in Ernsts Optik ihren produktiven Charakter nicht verlieren. So erläutert er, dass er mit der biologischen Landwirtschaft - die nicht immer nur *ein Honigschlecken* sei - sehr gute Erfahrungen gemacht habe, jedoch immer darauf bedacht sei, trotz den mit den Hauptkulturen wachsenden Beikräutern noch etwas zu produzieren.⁹⁸

Ein weiteres Traditionsmotiv findet sich in Ernsts Erläuterungen über die Ästhetik eines biologisch bewirtschafteten Feldes:

*E: (...)Viele verstehen die Biolandwirtschaft einfach .. stellen sich da vor .. das spriessst, man lässt einfach alles chli la wachsen und so chli, man muss einfach wirklich recht druffe sein, und es ist auch sehr wichtig, auch, dass man einfach .. schöne Felder hat, also schön in Anführungszeichen, die, dass man sieht, dass dort eine Kultur wächst.*⁹⁹

Schön ist für Ernst nicht die unkontrolliert spriessende und wilde Natur. Ein schönes Feld trägt ihm zufolge die Zeichen der Bewirtschaftung. Ernsts Ästhetik ist an das tradierte bäuerliche Arbeitsethos gebunden: Der „Wille zur Domestizierung“ der Natur leitet sein Handeln als Biobauer. Dass sich Ernsts Arbeitsethos aber in einem Modernisierungsprozess befindet, zeigt sich daran, dass er der agrarpolitischen Forderung nach einer ökologischeren Landwirtschaft einen Sinn abgewinnen kann. Als Bauer versteht er sich nicht nur als Produzent von Nahrungsmitteln, sondern auch von ökologischen Ausgleichsflächen. Wie bei der Herstellung von Nahrungsmitteln strebt Ernst auch bei den ökologischen Ausgleichsflächen eine gute Qualität an:

E: (...) wenn wir Ausgleichsflächen haben, tun wir ehm, schauen, dass dort eine gute Qualität drauf steht, ja .. einfach, einfach eh, dass dort eben Artenvielfalt

⁹⁷Zeile 223ff.

⁹⁸Zeile 134.

⁹⁹Zeile 138ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

*kommt.*¹⁰⁰

Ernst scheidet auf seinem Betrieb ökologische Ausgleichsflächen also nicht nur aus, um in den Genuss von Direktzahlungen zu kommen. Er erkennt den Wert der ökologischen Leistungen, die er als Bauer erbringt: Die Artenvielfalt oder die Qualität des Grundwassers sind ihm ein Anliegen. Es gelingt ihm also, ein reflexiv gewordenes ökologisches Bewusstsein mit traditionellen Werthaltungen zu vereinen.

Mehrere Male während des Gesprächs gibt sich Ernst als Biobauer zu erkennen, der sich zum traditionellen Bauernstand bekennt. So schildert er beispielsweise, dass er vor 10 Jahren auf den Bauernverband *gspöit* und keinen Grund für eine Zugehörigkeit gesehen habe.¹⁰¹ Mittlerweile habe er jedoch gemerkt, dass dort auch sehr gute Leute dabei sind, weshalb er nun beigetreten ist. Er betont ebenfalls, dass seinem Freundeskreis auch viele konventionelle Bauern angehören. Für ihn zähle primär das *Menschliche* und nicht nach welcher Anbaumethode ein Bauer wirtschaftete.¹⁰²

Bio-dynamisch bauern ist so chli mein Hobby

Als Biobauer erhebt Ernst den moralischen Anspruch, auf seinem Hof einem natürlichen Kreislauf zu folgen und den Pflanzen den selbst produzierten Dünger wieder zurück zu geben, was *einen guten Tierbestand* erfordere. Das war für Ernst ein wichtiger Grund, von der Milch- zur Mutterkuhhaltung zu wechseln.¹⁰³ Sinnstiftend ist diese Art der Produktion für ihn einerseits, weil sie ihm die gesamte Kontrolle über den Produktionsprozess erlaubt: Als Bauer will Ernst *eigenständig* und unabhängig *von der chemischen Industrie* sein.¹⁰⁴ Er muss keine synthetischen Dünger zukaufen und hat die Gewissheit, dass seine Produkte keine unerwünschten Rückstände enthalten. Andererseits findet Ernst Gefallen daran, mit der biologischen Landwirtschaft zu einem alten Brauchtum zurück zu kehren: *Ja, dass es Freude macht, natürliche Kreisläufe, die ja eigentlich schon seit Menschengedenken in der Landwirtschaft eigentlich so ist gewesen und das eigentlich für mich eine uralte Tradition ist.*¹⁰⁵ Ernst ist der Auffassung, dass die Landwirtschaft im Zuge der Industrialisierung auf einen Irrweg geraten sei: Die konventionelle Landwirtschaft habe ihre Eigenständigkeit eingebüsst und sich vollständig in die Abhängigkeit der chemischen Industrie begeben. Die biologische Landwirtschaft ist für ihn

¹⁰⁰Zeile 147ff.

¹⁰¹Zeile 730.

¹⁰²Zeile 201.

¹⁰³Zeile 84.

¹⁰⁴Zeile 82 und 79f.

¹⁰⁵Zeile 75ff.

eine Alternative zur Agrarindustrialisierung. Er ist ausserdem davon überzeugt, dass seine Produkte gesünder sind als die konventionell erwirtschafteten:

*E: (...) es geht ja nicht nur um den Preis es geht ja auch um Gesun- die ganze Gesundheitssachen, die wir haben .. dass das einfach auch ist .. Kre-Krebs oder eh .. dass es einfach auch das irgendwie einmal ist ja das in diesem Knollen drin, die Mittel, irgendwann kommt die Wissenschaft .. kommt sie dann wahrscheinlich noch ganz drauf, dass das einfach nicht, ja, ganz so gesund ist. //mhm// Es braucht einfach äüä noch e chli Zit.*¹⁰⁶

Aus seinen bisherigen Ausführungen geht aber nicht hervor, weshalb er sich für den biologisch-dynamischen und nicht für dem organisch-biologischen Landbau entschieden hat. Darauf angesprochen, betont Ernst den Einfluss seines sozialen Netzwerks:

*E: (...) Ja, ich habe immer wollen biologisch bauern und Demeter ist natürlich auch e chli naheliegend, wir haben da auch Höfe in der Umgebung, die das schon gemacht haben und ich habe mit denen geredet und so .. habe gedacht, ich versuche es.*¹⁰⁷

In Anbetracht des geringen Anteils an biologisch-dynamischen Höfen - in der Schweiz werden nur etwa 3% der Biobetriebe nach Demeter-Richtlinien bewirtschaftet - ist es erstaunlich, dass Ernst den Entscheid für diese Anbaumethode als naheliegend bezeichnet. Weil er aber in seiner näheren Umgebung Vorbilder von bio-dynamisch geführten Höfen hatte, wurde diese Methode für ihn fassbar. Die Umstellung ist für Ernst ein Versuch. Er schliesst damit ein Scheitern, die Rückkehr zur konventionellen oder ein Übergang zur organisch-biologischen Landwirtschaft nicht kategorisch aus. Das deutet wiederum darauf hin, dass es sich bei ihm eher um eine rationale als um eine ideologische Entscheidung gehandelt haben muss. Diese Vermutung wird durch Ernsts dezidierte Abgrenzung von der Anthroposophie gestärkt:

*E: Ich bin eher so chli .. s-skeptisch, so mit Anthroposophie habe ich manchmal auch e chli Mühe, es ist mir manchmal auch e chli eng, ich bin e chli, wie soll ich sagen, ich bin ganz ehrlich, ich nehme auch e chli das raus, das mir passt.*¹⁰⁸

Diese Aussage erweckt bei der Interviewerin sogleich den Eindruck, Ernst könnte ein „Demeter-Minimalist“ sein und sie fragt deshalb nach, ob für ihn auch die bio-dynamischen Präparate nicht so wichtig seien. Diesen Verdacht weist Ernst vehement zurück: Sie würden die Präparate zwar nicht selber herstellen, aber *alle*

¹⁰⁶Zeile 301ff.

¹⁰⁷Zeile 111ff.

¹⁰⁸Zeile 118ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

ausbringen, die sie könnten.¹⁰⁹ Dennoch stellt sich die Frage, weshalb sich Ernst als Antroposophie-Skeptiker für die bio-dynamische Landwirtschaft entschieden hat. Aufschlussreich für sein Verständnis dieser Anbaumethode erweist sich die Passage, in der sich Ernst zu den Unterschieden zwischen der organisch-biologischen und der bio-dynamischen Landwirtschaft äussert:

*E: Jaa, also der Unterschied mal zum bio-organisch und dynamisch ist natürlich .. die Vielseitigkeit, dass man einfach auch auf gewisse Sachen schaut, ehm .. im Sozialen, mit den Leuten, die hier schaffen .. und mit der Natur eben e chli schaut, einfach auch, dass man auf gewisse Tage tut ernten und säen, wenn man kann, das geht nicht immer //mhm// und, es geht einfach noch so chli tiefer. Es ist für mich chli ein Hobby, bio-dynamisch Bauern, einfach es gibt noch so chli, man kann sich noch chli sonst auch noch e chli befassen mit dem Leben an und für sich, ja //mhm// und einfach auch das Modell- das Modell Bauern, eh, bäuerliche .. Strukturen, die wir hier in der Schweiz ja zum Glück noch haben das .. das eigentlich sehr wichtig und im Vordergrund ist.*¹¹⁰

Wie schon bei seiner Begründung, warum ihm der Beruf des Bauers gefalle, betont Ernst allem voran die Vielseitigkeit, die in der bio-dynamischen Landwirtschaft stärker betont werde: Er stellt auf seinem Hof nicht nur Nahrungsmittel her, sondern leistet durch die Beschäftigung sozial Benachteiligter auch einen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration. Mit den Prinzipien der bio-dynamischen Landwirtschaft pflegt er einen unverkrampften Umgang: Wenn es geht, achtet er beim Ernten und Säen auf die Mondphasen. In der Aussage, die bio-dynamische Landwirtschaft sei sein Hobby, manifestiert sich, dass Ernst diese Anbaumethode aus Freude an der Sache und nicht aus rein ökonomischen Motiven wählte. Ernst gefällt es schliesslich, dass die kleinbäuerlichen Strukturen in der bio-dynamischen Landwirtschaft stärker betont und gefördert werden. Er wertet seine Arbeit nicht nur nach ökonomischen Massstäben. Das Dasein als Bauer und die damit verbundene familienhafte Arbeitsorganisation empfindet er losgelöst vom wirtschaftlichen Erfolg als wertvoll:

*E: (...) dass es .. es einfach auch wieder zusammen gehört, dass die Landwirtschaft nicht irgendwie ein Sorgenkind ist, sondern eben eh .. ein Betrieb, eben dass man da andere soziale Bereiche wie Kinder, dass er jetzt da bei mir auf der Schoss sitzt, dass das eben auch dri ine kann kommen, //mhm// dass das eben auch ein Bitz Lebensqualität ist, ja.*¹¹¹

Die Annahme, dass es sich, wie in der Analyse der objektiven Daten vermutet

¹⁰⁹Zeile 125.

¹¹⁰Zeile 91ff.

¹¹¹Zeile 102ff.

wurde, bei Ernsts Entscheid für die bio-dynamische Landwirtschaft um ein rein ökonomisches Kalkül handelte, kann somit verworfen werden. Dass er sich aber dennoch von ökonomischen Motiven leiten lässt und sein Handeln unternehmerische Züge aufzeigt, soll im nächsten Abschnitt gezeigt werden.

Ernsts unternehmerischer Habitus

Ernst kommt zu Beginn des Gesprächs der Aufforderung nach, seinen Betrieb vorzustellen. Er inszeniert sich in dieser Passage als Unternehmer, der das Vokabular einer Managers beherrscht:

*E: Also wir sind ein Betrieb, der .. eh, eben mit .. ist sehr stark ausgerichtet auf Direktvermarktung mit dem Hofladen .. den wir hier ge-gerade untendran haben, und .. eigentlich alles vermarkten, das heisst Getreideprodukte, Lagergemüse und Fleisch. Und nachher haben wir noch Absatzkanäle in der Stadt Bern mit den kleineren Quartierläden .. da sind etwa rund sechs und noch ein grosser Laden der Vatter in Bern, das ist der grösste .. wo wir ehm, wo wir tun vermarkten, ja. (...) Die Landwirtschaft wird besorgt durch eine eh externe Institution, wo hier wohnt nebenan, wo Jugendliche ausbildet, Anlehrlinge für Landwirtschaft und Hauswirtschaft, da sind immer noch drei bis vier Leute da.*¹¹²

Als Unternehmer lässt Ernst es nicht zu, dass auf seinem Hof verschiedene Aktivitäten zufällig nebeneinander bestehen. Er verfolgt eine Strategie, richtet seinen Betrieb aus. Dass er sich nicht mehr bzw. nicht nur als Bauer, sondern als Unternehmer versteht, manifestiert sich in der Aussage, dass die Landwirtschaft von einer externen Institution besorgt wird. Auf dem Hof von Wüthrichs erfolgte also eine Auslagerung der Landwirtschaft. Ernst sieht seine Aufgabe als Betriebsleiter bzw. Geschäftsführer seines Unternehmens darin, den ökonomischen Erfolg seines Hofes zu sichern: *Es muss einfach so chli stimmen, dass genug läuft, dass ich eben auch die Angestellten kann haben.*¹¹³ Ernst führt nach der Hofübernahme das Bestehende nicht unhinterfragt weiter, sondern richtet den Betrieb neu aus und modernisiert ihn. Die Aktivitäten auf dem Hof werden vervielfältigt. Diese Neuausrichtung sieht Ernst als herausfordernde Tätigkeit und ermöglicht ihm ökonomischen Erfolg. Ernst schätzt, dass er über eine halbe Million wertvermehrender Investitionen getätigt hat. Mit der Erschliessung neuer Betriebszweige verfolgt er offensiv unternehmerische Ziele und profitiert dabei natürlich auch von der privilegierten stadtnahen Lage. Ernst vermarktet im Hofladen einen grossen Teil seiner Produkte direkt. Oppermann (2001: 117;119) zufolge muss ein Bauer, will er auf

¹¹²Zeile 49ff.

¹¹³Zeile 67f.

4 Kontrastierende Fallanalysen

seinem Hof eine erfolgreiche Direktvermarktung aufziehen, drei Bedingungen erfüllen: Er muss seinen Betrieb reorganisieren, die entstehende Mehrarbeit bewältigen können und Werbung für seine Direktvermarktung machen. Diese drei Faktoren sind auf dem Betrieb von Wüthrichs erfüllt: Erstens hat Ernst nicht nur einen Hofladen eröffnet, sondern seinen gesamten Betrieb restrukturiert: Er nimmt sich als Betriebsleiter von der eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeit zurück und koordiniert die verschiedenen Aktivitäten auf dem Betrieb. Durch die Jugendlichen der sozialen Institution hat er viele Arbeitskräfte auf dem Hof, welche die durch die Direktvermarktung entstehende Mehrarbeit bewältigbar machen. Zweitens nimmt Ernst in dieser Neuausrichtung des Betriebs eine neue Rolle ein: Er ist selber nicht mehr stark in die landwirtschaftliche Tätigkeit eingebunden, sondern koordiniert als Betriebsleiter die verschiedenen Arbeiten auf dem Hof. Drittens betreibt er eine offensive Kommunikation: Er hat eine aktuell gehaltene Website, macht Werbung (beispielsweise am Postauto, das in sein Dorf fährt), achtet auf eine attraktive Verpackung seiner Produkte und fördert den Publikumsverkehr auf seinem Hof.

Ernst ist nicht nur um den ökonomischen Erfolg seines Betriebs besorgt. Sein unternehmerisches Handeln sieht er in einen regionalen Kontext eingebunden:

*E: (...) Eben, es ist so, ich sehe einfach mehr, wir haben ja hier eine Wertschöpfung mit, mit diesen Sachen, die wir auch tun veredeln, oder, zum Beispiel der Metzger, wir haben ja früher so eine Notschlachtstelle gehabt, wo wir, wo wir die Tiere auch metzgen, die haben wegen uns jetzt eigentlich auch mehr zu tun, also, ich mache auch Impulse .. hier in der Region, //mhm// v-vor und nachgelagerte Betriebe. //mhm// Und das, da sehe ich auch wieder eine Zukunft also .. da kann ich u-u .. und dort dort dort sehe ich eben schon wirklich etwas w-wo man kann ausbauen, ja.*¹¹⁴

Zu Ernsts unternehmerischem Habitus gehört auch seine Sorge um das Image der Bauern. Angesprochen darauf, ob es in der Schweiz auch Biobauern gebe, die ihre Sache schlechter machen (sich z.B. nicht rein biologisch ernähren), appelliert er an die Einheit der Schweizer Bauern:

E: Aber ich möchte da jetzt nicht .. es ist imm-, mich dünkt das immer schwierig, die Landwirtschaft generell ist 5% von der Bevölkerung //jaja// und nür, dass wir da noch unter Biobauern und noch unter biody- das macht ein schlechtes Abbild gegenüber, auch du, du, wo die Arbeit machst oder gegenüber- das ist nicht gut. Ich glaube auch in, ich habe auch .. hier im Dorf hat es sehr konventionelle Bauern, IP Bauern, wo ich menschlich sehr gut auskomme. //mhm// Und ich, ich gehe nicht ga predigen und sagen was gut ist und was schlecht ist, mir ist mal das Menschliche .. die Voraussetzung, dass.. dass wir gut auskommen, wir sind eine Berufsgruppe,

¹¹⁴Zeile 516ff.

wo wir einfach, auch uns gegenüber, ja müssen zusammenstehen. //mhm// Aber ich tue nicht irgendwie klassieren, dass wir jetzt irgendwie viel besser sind, als, als eh ein IP, ich sehe dort auch sehr gute, bei gewissen Bauern auch .. vielleicht, vor allem noch bei den älteren Semestern, die, die das auch sehr gut machen, ja, also man muss ja, die Landwirtschaft, die verschiedene Aufgaben hat, nebst den, ich rede immer von produzieren, natürlich auch von der Artenvielfalt her, dass wir einen Lebensraum gestalten, für, für die Leute, wir haben so viele Aufgaben. Diese Multifunktionalität, wo man heute ja immer redet, der Grund, dass wir diese Direktzahlungen bekommen. Ist das, ist das einfach sehr wichtig, dass man da sehr geschlossen nach aussen tut auftreten //mhm// in Zukunft, ja. Und ich, mich dünkt es schlimm, wenn es so Politsendungen gibt im Fernsehen und dann plötzlich da IP-Bauern mit Biobauern ausgespielt werden.¹¹⁵

Ernst ist der Meinung, dass die Bauern, um ihre Interessen wirksamer vertreten zu können, sich kollektiv organisieren müssen. Er appelliert an eine Einheit seiner Berufsgruppe und kann nicht verstehen, weshalb die Energie für interne Grabenkämpfe verschwendet wird. Die Passage verdeutlicht aber auch, weshalb sich Ernst um das Image der Schweizer Bauern sorgt: Er ist sich bewusst, dass die Bauern von der gesellschaftlichen Einsicht in die Notwendigkeit der Landwirtschaft abhängig sind.

Ökologie und Markt, das ist der Weg

Ernst ist sich bewusst, dass die Existenz der Bauern in der Schweiz an die Direktzahlungen gebunden ist und es diese staatliche Stützung deshalb auch künftig brauchen wird. Gleichzeitig fordert er aber von seinen Berufskollegen, sich stärker auf den Markt auszurichten. Angesprochen darauf, was er sich für die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft wünscht, meint er:

E: Ich habe jetzt das Gefühl, ich bin halt e chli ein liberaler Typ, aber ich habe das Gefühl, wir müssten .. e chli mehr auf einen Weg .. chli mehr Druck bekommen, halt noch mehr, als schon- wir schon haben bekommen .. und ja einfach, dass wir mehr einfach das Unternehmertum in der Landwirtschaft einfach auch mehr Bedeutung, wirklich mehr Bedeutung bekommt. //mhm// Ich finde es keinen Kontrast Unternehmer zu sein und ökologisch zu produzieren für mich ist das .. ein Miteinander, eben Markt und Ökologie .. das ist der Weg //mhm// ganz klar der Weg.¹¹⁶

Das Plädoyer wirkt glaubwürdig, weil Ernst seinen Hof tatsächlich auf den Markt

¹¹⁵Zeile 195ff.

¹¹⁶Zeile 343ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

und gleichzeitig auf eine ökologische Bewirtschaftung ausrichtet und damit Erfolg hat. Ernst mutmasst, dass mit einem Rückgang der staatlichen Unterstützungen in der Schweiz wieder kleinräumigere Strukturen resultieren würden. Es zeige sich schon heute, dass Bauern, die Nischenprodukte herstellen und in regionale Wirtschaftskreisläufe eingebunden sind, erfolgreicher seien. Gefahr wittert Ernst in einem gegenläufigen Modell der Landwirtschaft:

*E: (...) Und wenn wir einfach Massen produzieren, und in die Anonymität, gibt es Abhängigkeiten, Klumpenrisiko, wenn man einfach dreissig, vierzig Tonnen Kartoffeln in der Scheune hat und diese muss loswerden, pf, ja da gibt man sie schlussendlich, am Schluss nachher fast zu .. und das ist die Gefahr.*¹¹⁷

Im weiteren Verlauf des Gesprächs stellt sich Ernst als Globalisierungskritiker dar und erläutert, dass er mit seinem Betrieb auch eine politische Mission verfolgt:

*E: Ja .. Also ich kämpfe eigentlich .. in unserer globalen vernetzten Welt .. wo es immer mehr Tempel gibt, Einkaufstempel gibt .. kämpfe ich eigentlich dafür, dass es wieder mehr kleine Strukturen gibt, also nicht nur einfach in Höfen, sondern auch im im Detailhandel.*¹¹⁸

Kern seiner Kritik bildet die zunehmende Entfremdung der Bauern und Konsumenten vom Produktionsprozess und von der Ware. Wüthrichs Bauernhof und Ernsts unternehmerisches Handeln sind als Gegenbewegung dazu zu verstehen: Sie sind bewusst lokal ausgerichtet. Wenn Ernst meint, es sei vielleicht ein bisschen *illusorisch*, ist er sich bewusst, dass er mit seinem Hof nicht die Welt verändern kann.¹¹⁹ Es macht ihm aber Freude und er möchte durch seine Tätigkeit auch andere ermutigen, diesen Weg einzuschlagen. Die *kleinen Strukturen* erlauben es ihm, die Kontrolle über den Produktions- und Verwertungsprozess seiner Waren zu behalten, sie bringen ihm mehr Lebensqualität und sind auch unter einem ökonomischen Gesichtspunkt erfolgversprechend.

Ein aussichtsreicher Weg, bei den Bauern das Unternehmertum zu fördern, wäre Ernst zufolge eine Lockerung der Gesetze, allen voran der Raumordnung. Aus eigener Erfahrung weiss er, wie schwierig es für die Bauern ist, auf dem Hofareal zonenkonforme Veränderungen zu realisieren. Ernst hat weder für die Sauna, noch für den Einbau einer Ferienwohnung eine Bewilligung erhalten und fühlt sich durch die Gesetzgebung schikaniert:

E: (...) das sind einfach so Faktoren, wo wir wirklich mehr sollten mutiger sein,

¹¹⁷Zeile 452ff.

¹¹⁸Zeile 333ff.

¹¹⁹Zeile 336.

neu Anfangen, Ballenberg haben wir mit schönen Bauernhäusern, es darf, in ein paar Dörfern darf es noch ein paar schön- schöne Bauernhäuser geben .. ich bin nicht gerade, dass man alles verschandelt, wir haben, wir geben uns auch sehr Mühe, aber, es sollte, einfach wir sollten viel mehr Handhändig haben //mhm// und das verteuert uns die Produktion sehr sehr, durch solche Gesetze, wo einfa-, wo ich keinen Sinn und Zweck sehe.¹²⁰

Diesen Hindernissen begegnet Ernst aber nicht einfach mit Resignation. Er versucht nun, sein Hofareal in eine „Landwirtschafts-Zone plus“ zu überführen, damit er den Wellnessbereich und den Agrotourismus realisieren kann. Ausgehend von der geforderten Liberalisierung der Gesetze kommt Ernst darauf zu sprechen, dass er sich politisch immer wieder hin- und hergerissen fühle: Auf der einen Seite sei er fast *fundi-mässig ein Grüner*, auf der anderen Seite aber auch wieder *total liberal* und ein *freiheitdenkender Mensch*.¹²¹ Diese Selbsteinschätzung passt wiederum sehr gut zu der von Ernst geforderten Ausrichtung der Bauern auf den Markt und die Ökologie.

Konkret auf die Zukunft seines Betriebs angesprochen meint Ernst, dass er ein bisschen aufpassen müsse, nicht immer *mehr und mehr* wieder Neues *aufzuziehen*. Er wolle sich nun lieber darauf konzentrieren, das *Bestehende gut oder eben besser* zu machen.¹²²

4.3.5 Fazit

Ernst erweist sich als modern-aufgeklärter Mensch, der teilweise von traditionellen Handlungsmotiven geleitet ist. Durch seinen reflexiven Umgang mit der Tradition gelingt es ihm, ein offensives Modernisierertum mit dem Festhalten an traditional-familienhaften Produktionsstrukturen und Werthaltungen zu vereinen. Ernst verfügt gleichzeitig über einen bäuerlichen und unternehmerischen Habitus. Ein Beispiel für Ernsts gelungene Abstimmung von traditionellem, ökonomischem und ökologischem Handeln ist die Aufrechterhaltung des Mischbetriebs: Er verfolgt damit einerseits ein ökologisches Ziel; als bio-dynamischer Bauer strebt er einen geschlossenen Nährstoffkreislauf an, was sowohl Viehwirtschaft wie auch Ackerbau erfordert. Der Mischbetrieb ist aber auch Teil seiner ökonomischen Strategie; eine zu starke Spezialisierung auf einen Betriebszweig könnte zwar kurzfristig erfolgreicher sein, birgt aus seiner Sicht jedoch die Gefahr des *Klumpenrisikos*. Schliesslich hält er mit dem Mischbetrieb die traditionale Bewirtschaftungsform des Hofes aufrecht.

¹²⁰Zeile 365ff.

¹²¹Zeile 399ff.

¹²²Zeile 482f.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Ernst stellte seinen Betrieb aus der Überzeugung, dass die konventionelle Landwirtschaft durch die Industrialisierung auf einen Irrweg geraten sei, um. Da es in seiner Umgebung einige bio-dynamische Bauern gab, entschied er sich für diese Anbaumethode. Er hält zwar die Demeter-Richtlinien ein, ist aber überhaupt kein überzeugter Anthroposoph. Was ihm an der biologisch-dynamischen Landwirtschaft gefällt, sind die betonte Vielseitigkeit eines landwirtschaftlichen Betriebs, der geschlossene Betriebskreislauf und die Beachtung der kosmischen Einflüsse, insbesondere der Mondphasen.

Als offensiver und unermüdlicher Unternehmer nimmt Ernst sein Schicksal in die eigenen Hände. Er erschliesst sich gute Absatzkanäle, die ihm die Kontrolle über den Verwertungsprozess erlauben. Statt sich in die Abhängigkeit von Grossverteilern zu begeben, setzt sich Ernst für kleine Strukturen in der Landwirtschaft und im Detailhandel sowie regionale Wirtschaftskreisläufe ein: Für die Verarbeitung seiner Produkte berücksichtigt er nahe liegende Unternehmen und löst damit regionale Impulse aus. Ernst ist der Meinung, dass man als Bauer nicht einfach nur auf die Direktzahlungen warten dürfe. Von den Schweizer Bauern fordert er deshalb eine stärkere Ausrichtung der Produktion auf den Markt und die ökologische Bewirtschaftung.

Seinen Hof sieht Ernst als Modell dafür, dass die Schweizer Landwirtschaft nicht nur ein Sorgenkind sei. Er strahlt eine Zufriedenheit mit seinem Dasein als Bauer aus und ist sichtlich stolz auf seinen Betrieb. Ernst scheint für die Zukunft gut gerüstet zu sein, da sein berufliches Selbstverständnis und die Ausrichtung der Produktion auf den Markt und die Ökologie bestens zu den agrarpolitischen Rahmenbedingungen passen.

4.4 Res Flückiger

Ich fahre an einem regnerischen Oktoberabend ins Emmental zum Hof von Res Flückiger. Das Gespräch führen wir in der Küche, während Res' Frau in der Stube sitzt und Fern sieht. Sie setzt sich erst nach dem Interview zu uns.¹²³

4.4.1 Objektive Daten

Die Eltern von Res Flückiger stammen beide aus traditionellen Emmentaler Bauernfamilien. 1961 wird Res mit einem etwas grösseren Abstand zu seinen drei älteren Schwestern geboren. Bald darauf widerfährt der Familie Flückiger etwas Tragisches: Als Res 11-jährig ist, verliert er seine Mutter. Obwohl der drei Jahre jüngere Bruder auch das Bauern lernt, schlüpft Res schon sehr früh in die Rolle des designierten Hofnachfolgers. Nach dem Tod der Mutter ist der Vater darauf angewiesen, dass sein ältester Sohn Verantwortung übernimmt. Vor der Hofübernahme bildet sich Res zum Meisterlandwirt aus. Er hilft, wann immer der Vater ihn braucht, auf dem Betrieb aus, daneben geht er auswärts arbeiten, hauptsächlich auf dem Bau. 1989 zieht sich der 68-jährige Vater als Betriebsleiter zurück. Res übernimmt zusammen mit seiner zwei Jahre jüngeren Frau, ebenfalls aus einer Bauernfamilie stammend und gelernte Bäuerin, den Betrieb. Die beiden haben drei Kinder im Alter von 18, 16 und 15 Jahren. Der älteste Sohn schliesst nächstes Jahr seine landwirtschaftliche Lehre ab und wird anschliessend noch eine Zweitausbildung machen. Der jüngste Sohn würde ebenfalls gerne bauern. Res meint aber, dass aus ihm kein Bauer werde; der müsse etwas anderes machen und habe schliesslich auch andere Talente. Von Res' Schwestern hat heute *keine mehr mit dem Bauern etwas zu tun*.¹²⁴ Sein Bruder arbeitet im Käsezentrum in Kirchberg. Der Vater hat lange noch auf dem Hof mitgeholfen und ist vor ein paar Jahren verstorben.

Flückigers Milchwirtschaftsbetrieb liegt in einem fürs Emmental charakteristischen Graben auf 860 m.ü.M. in der Bergzone 2 und umfasst 23 Hektaren landwirtschaftliche Nutzfläche plus 7 Hektaren Wald. Der grösste Teil der Nutzfläche ist Grasland; nur auf 70 Aren werden noch Kartoffeln und Futtermais als Grünfutter angebaut. Res meint, sie hätten schon *gäbige Flächen*, der grösste Teil des Landes sei aber *stotzig* und sie müssten viele *Eggeli von Hand mähen*, da man dort nicht einmal mit dem Motormäher dazukomme.¹²⁵

¹²³Im Transkript stehen die Initialen „F“ für die Interviewerin und „R“ für Res.

¹²⁴Interview mit Res Flückiger vom 21. Oktober 2008, Zeile 470.

¹²⁵Zeile 877, 887 und 891.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Von den 23 Hektaren sind 6 Hektaren Pachtland. Im Stall stehen 35 Rindvieh, davon 18 Kühe.¹²⁶ Flückigers halten auch noch ein paar Hühner für den eigenen Haushalt.

Res schaut als Betriebsleiter auf zwölf turbulente Jahre zurück: 1995 wendet sich der Schweizer Grossverteiler Coop an einzelne Käsereien im Emmental, ob sie Interesse an der Produktion von Bioemmentaler hätten. Auch die Käserei, an die Res seine Milch liefert, wird angefragt. Als Käsereisekretär ist er bei den schlussendlich erfolgreichen Verhandlungen mit den Bauern und Coop dabei. Ihre Käserei schliesst sich zusammen mit allen anderen Bioemmentaler-Käsereien zu einer Interessensgruppe zusammen.

So stellen Flückigers gleichzeitig mit anderen Betrieben im Tal 1996 auf biologische Produktion um. Abgesehen von einigen Restriktionen beim Kraftfutter erfordert die Umstellung praktisch keine Veränderungen. Einen Betriebszweig legen Flückigers jedoch nieder: Bis zur Umstellung halten sie ungefähr 50 Mastschweine. Die Investitionen, die zur Erfüllung der Bioauflagen getätigt werden müssten, scheinen Res zu riskant, die Produktion von Bio-Schweinefleisch zu wenig lukrativ. Nach drei Jahren geben sie ebenfalls einen Teil des Ackerbaus auf. Vor der Umstellung auf biologischen Landbau haben sie nach den Richtlinien von IP Suisse gewirtschaftet. Von 1995 bis 2000 ist Res als IP-Kontrollleur tätig. Mit der Aufgabe dieses Amtes beschliesst er, fortan auf seinem Betrieb keine Lehrlinge mehr auszubilden, da er einerseits selber mehr auf dem Hof präsent ist, andererseits aber auch, weil ihnen aufgrund des Lehrstellenüberschusses drei Jahre lang keinen neuen Lehrling mehr hatten.

Im Jahr 2000 wird schliesslich die Käserei geschlossen. Die Gründe, die dazu führten, sind vielschichtig: Als Auslöser nennt Res die Qualitätsprobleme, mit denen man schon länger zu kämpfen hatte, und die wahrscheinlich auf die Bio-Kulturen zurück zu führen sind sowie die erfolglose Suche nach einem neuen Käser. Fortan liefern die Bauern ihre Käsereimilch in die Emmentaler Schaukäserei in Affoltern, wo sie zu Bioemmentaler weiterverarbeitet wird. 2005 stellt Res auf Silagefütterung um und vertreibt die Milch über den Biomilchpool.¹²⁷ Zwei Jahre später gibt er die Biolandwirtschaft auf und kehrt zur integrierten Produktion zurück. Jeden zweiten Tag wird die Milch von der Firma Emmi direkt auf dem Hof abgeholt. Res liefert im Jahr insgesamt 114'000 Liter Milch ab. Er schätzt, dass die Direktzahlungen etwa 40% seiner Einnahmen ausmachen. Im Winter erwirtschaftet er sich

¹²⁶Was ungefähr 24 GVE entspricht.

¹²⁷Der Biomilchpool ist eine Gesellschaft, welche Vermarktung, Koordination, Transport und Qualitätssicherung von Biomilch übernimmt - hauptsächlich in den Einzugsgebieten Kanton Bern, Ostschweiz und Graubünden. Dem Biomilchpool sind aktuell etwa 800 Produzenten angeschlossen. Das jährliche Milchaufkommen beläuft sich auf rund 65 Mio kg Biomilch, was einem Marktanteil von 45% an der Biomilch in der Schweiz entspricht. Quelle: www.biomilchpool.ch, (Stand: 09/12/2008).

mit Holzarbeiten für Dritte ein kleines Zusatzeinkommen.

4.4.2 Res, der gescheiterte Biobauer?

Res' Berufsbiographie verläuft nach einem ausgesprochen traditionellen Muster: Er bildet sich zum Meisterlandwirt aus, übernimmt zusammen mit seiner Frau, die ebenfalls aus einem bäuerlichen Milieu stammt und Bäuerin gelernt hat, den elterlichen Hof. So lange der Vater den Betrieb noch führt, verdient Res auswärts Geld und sorgt damit für seine Zukunft als Betriebsleiter vor. Auch wenn sich auf Flückigers Hof in den letzten Jahren einiges verändert hat, rücken sie von ihrem Kerngeschäft, dem Bauern, nicht ab. Sie spezialisieren sich immer stärker auf einen Betriebszweig - die Milchwirtschaft -, die Mastschweinehaltung und einen Teil des Ackerbaus geben sie auf, letzterer wohl aus Gründen der steigenden Arbeitsbelastung, die der biologische Landbau mit sich bringt. Die durch die biologische Produktion entstehende Mehrarbeit wird nicht durch eine Aufstockung der Arbeitskräfte kompensiert. Im Gegenteil: Seit dem Tod von Res' Vater und dem Verzicht auf neue Lehrlinge ist deren Zahl zurück gegangen. Res' Engagement reicht über die Arbeit auf dem eigenen Hof hinaus: Er ist Käseisekretär und IP-Kontrollleur. An diesen Ämtern schätzt er wohl den Kontakt zu anderen Bauer und der Austausch mit diesen.

Die Betriebsumstellung ist für Flückigers kein individueller Entscheid. Es ist fraglich, ob sie sich ohne die Anfrage von Coop je hätten vorstellen können, einmal biologisch zu bauern. Die Idee des Projekts „Bioemmentaler aus dem Emmental“ fällt aber in eine Zeit des agrarpolitischen Umbruchs. Die Bauern sehen die Produktion von Bioemmentaler als eine Strategie, auf die veränderten Rahmenbedingungen der Agrarpolitik zu reagieren und sich trotz der voraussichtlich rückläufigen staatlichen Unterstützung ein Einkommen zu sichern. Als die Bauern merken, dass sie an ihrer Betriebsführung gar nicht viel ändern müssen, um das Bio-Label zu erhalten, entschliessen sie sich, den Schritt zu wagen. Es ist ein Entscheid, der in einem Netzwerk gefällt wird: Die Bauern können sich gegenseitig unterstützen und ihre Erfahrungen austauschen. Aus den objektiven Daten geht nicht hervor, welchem Lager Res bei der Umstellung der Käserei angehört.

Die Schliessung der Käserei ist für die ganze Talschaft ein herber Verlust und für die Drahtzieher des Bio-Emmentaler-Projekts eine Niederlage. Die Käserei war der Ort, wo man sich traf, das Neuste erfuhr, wo aus der Milch der verschiedenen Betriebe ein Produkt hergestellt wurde, mit dem sich alle identifizieren konnten. Die Käserei übernahm in der Talschaft eine wichtige Integrationsfunktion. Mit der Schliessung wird dem gemeinsamen Zukunftsprojekt ein abruptes Ende gesetzt, die Höfe sind fortan wieder ihrem eigenen Schicksal überlassen.

4 Kontrastierende Fallanalysen

Nach der Käsereischliessung werden auf dem Betrieb von Flückigers weitere Veränderungen eingeleitet: Der Ausstieg aus der Käsereimilch-Herstellung bringt für Res eine Vereinfachung mit sich, da für die Konsummilch die Qualitätsstandards tiefer sind. Grund der Umstellung auf Konsummilch mag für ihn die Einsicht sein, dass sich der Mehraufwand kaum lohnt, wenn nicht mehr in der taleigenen Käserei produziert werden kann. Dass Res nach gut zehn Jahren den Biolandbau aufgibt, kann verschiedene Gründe haben:

- (1) Er gibt die biologische Landwirtschaft aus ökonomischen Motiven auf. Die zusätzlichen Direktzahlungen und der höhere Verkaufspreis der Biomilch entschädigen ihn nicht für den höheren Arbeitsaufwand.
- (2) Er war nie ein überzeugter Biobauer. Mit der Schliessung der Käserei entfällt für ihn der Grund, biologisch zu wirtschaften. Biobauer zu sein war für ihn immer etwas Aufgesetztes.
- (3) Res kommt nach zehn Jahren zur Einsicht, dass man seinen Hof nicht biologisch bewirtschaften kann. Die Umstellung auf die konventionelle Produktion erlauben ihm wieder einen uneingeschränkten Einsatz von Kraftfutter, Spritz- und Düngemitteln.

Da sich Flückigers Einkommen zur Hälfte aus den Direktzahlungen zusammensetzt, wird ihr Betrieb stark abhängig von den weiteren agrarpolitischen Entwicklungen sein. Der Umstand, dass der älteste Sohn eine landwirtschaftliche Ausbildung macht, spricht dafür, dass sich Res einen Hofnachfolger aus der Familie wünscht. Die Zweitausbildung des älteren Sohnes und die Bemerkung von Res, dass aus dem jüngeren kein Bauer werden soll, deuten darauf hin, dass Res unsicher ist, ob der Betrieb einer weiteren Generation ein Einkommen sichern kann.

4.4.3 Einstiegssequenz

F: Ja vielleicht zuerst wäre es mal interessant, ehm, wenn du so chli kannst sagen, was ihr hier macht und wie das, wie du zum Bauern bist gekommen, was ihr jetzt macht und wie ..

R: Also ich bin hier aufgewachsen, habe nachher zusammen mit der Frau den Betrieb vom Vater übernommen im 1989. //Ja// Und eh, im 96-ig haben wir nachher umgestellt auf Bio, //mhm// ist das für dich wichtig warum, und so?

F: Ja, das wäre schon interessant. Ja (lacht)

R: Also, Auslöser ist eigentlich das Projekt gewesen Bio-Emmentaler aus dem Emmental, das der Coop ehm, etwa im 94-ig angefangen hat damit. Und da ist eine oder zwei Käsereien gewesen im Oberemmental, wo das, angefangen hat mit dem und nachher haben sie zu wenig Menge gehabt und und dann ist eigentlich im ganzen Emmental ume eh, ist man da angefragt worden, ob man Interesse hätte.

Und aus dem use ist das eigentlich nachher ehm, so weit gekommen. Also wir haben nachher, letztendlich hat man, hat man es dann fertiggebracht, dass man in der ganzen Talschaft eine Käserei hat können umstellen auf Bio. //mhm// Das ist natürlich nicht gerade ohne Nebengeräusche gegangen, also es ist relativ schwierig gewesen. //F: Alle zu überzeugen, oder was?// Weil wir haben auch nicht, wir haben auch nicht alle Mitglieder von, von einer Käserei können umstellen, das ist nicht gegangen. Also es hat Betriebe gehabt, wo, wo eh, wo das nur schwer wäre möglich gewesen. Weil von den Voraussetzungen her, die sie haben, oder auch die Art, wie sie bauern, oder was sie für Tiere haben und, also einfach Betriebe, wo es nicht ohne weiteres einfach gerade so wäre möglich gewesen umzustellen. //mhm// Und das hat einfach nachher bedingt, dass eh, dass es Käsereiwechsel hat gegeben. Also gewisse Bauern haben nicht mehr in ihre angestammte Käserei können und das ist etwas vom, vom schwierigsten, //mhm// wo die Bauern relativ sehr viel Mühe haben. Ömu, vielleicht ist es heute auch e chli weniger, weil auch e chli mehr Bewegung ist im Ganzen, allgemein, oder. Also man ist, ja .. es wird ja so chli, also der ganze Milchmarkt ist ja so chli- nicht mehr so zementiert. //mhm// Und von dem her wäre es vielleicht heute chli weniger ehm, aber es ist natürlich später so gewesen, dass alles, was nicht gut gelaufen ist, ist, sind auch diejenigen Schuld gewesen, die das haben wollen, oder.¹²⁸

Die Fragestellung wird wiederum mit einem sehr vorsichtigen und unpersönlichen Gefüge eingeleitet: *es wäre vielleicht interessant, wenn du so chli...* Die Aufforderung an Res, zu sagen, was er hier mache, erinnert an eine Radioreportage: Die Interviewerin fordert ihr Gegenüber auf, den Zuhörern Zuhause zu beschreiben, was er hier gerade tut. Mit *ihr* kann im vorliegenden Fall nur die Familie Flückiger gemeint sein, mit *hier* ihr Hof. Es folgt eine konkrete auf Res gerichtete Frage, wie er zum Bauern gekommen sei und schliesslich eine Frage, die auf die Entwicklung des Hofes abzielt: was sie *jetzt* machen. Res kann in der Folge also erklären, warum er sich für den Beruf des Bauers entschieden hat, er kann die jetzigen Aktivitäten auf dem Hof beschreiben oder auf die Entwicklung des Hofes eingehen.

Kurz und prägnant schildert Res in seiner Antwort die drei wichtigsten Stationen seiner Laufbahn, die eng mit der Entwicklung des Hofes verbunden sind: das Aufwachsen auf dem Hof, die Hofübernahme zusammen mit seiner Frau und die Umstellung auf biologische Produktion. Die Betriebsumstellung war also, genauso wie die Hofübernahme, ein Meilenstein in seiner Biographie. Er unterbricht seine Erzählung und fragt die Interviewerin, ob er diesen Entscheid und vor allem die Gründe, die zu der Umstellung führten, weiter ausführen soll. Res will also nicht aus eigener Initiative auf die Umstände zu sprechen kommen, wie er zum Biobauer wurde. Er macht es nur, wenn es für die Interviewerin *wichtig* ist. Res

¹²⁸Zeile 8ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

wurde im Voraus grob über den Inhalt des Gesprächs informiert. Er wusste, dass die Interviewerin von ihm vor allem wissen möchte, warum er sich für die biologische Landwirtschaft entschieden und wieder damit aufgehört hat. Unter diesen Umständen ist die Nachfrage von Res als rhetorische Frage zu verstehen. Er dramatisiert damit seine Geschichte, wie er zum Biobauer wurde. Die Interviewerin bestätigt ihr Interesse an Res Geschichte mit einem Lacher, was als Antwort auf seine rhetorische Frage verstanden werden kann.

War seine erste Antwort kurz und knapp, wechselt Res nun den Erzählstil: Er setzt zu einer längeren Geschichte an, wie es zur Umstellung seines Betriebs kam. Res' Schilderungen beginnen auf einer sehr unpersönlichen Ebene. Von einer nicht genauer bekannten Instanz sei *man* angefragt worden, ob *man* Interesse hätte an der Produktion von Bioemmentaler - wer hinter dem „man“ steckt, wird nicht klar. Die Formulierung, dass es *nachher so weit gekommen sei*, verweist auf einen von externen Faktoren beeinflussten Prozess, der sich steigert und dann zu einer Zäsur führt. Mit dem Hinweis, man habe es *letztendlich fertiggebracht* eine Käserei auf Bio umzustellen, betont Res, dass dieser Prozess aus seiner Sicht lange dauerte und die Umstellung eine Leistung war. Mit dem *wir* deutet Res an, dass er in diesen Prozess involviert war. Es gelingt ihm aber nicht, seine Ausführungen auf eine persönliche Ebene zu heben: Er wechselt gleich wieder auf das unpersönliche *man* und bleibt damit in der neutralen Beobachterrolle. Nach diesen ersten Ausführungen klärt sich, dass der Entscheid für die biologische Landwirtschaft nicht auf Flückigers eigener Initiative beruhte, sondern durch die Umstellung der Käserei ausgelöst wurde. Mit dem Hinweis, die Umstellung sei nicht ohne *Nebengeräusche* gegangen, stellt sich Res auf die Seite der Befürworter. Die Nebengeräusche sind etwas Unerwünschtes und treten meist störend auf. Die Aussage *wir haben nicht alle Mitglieder von einer Käserei können umstellen* kann auf zwei Arten gedeutet werden: (1) Nicht alle Mitglieder einer Käserei können ihre Betriebe umstellen, was wiederum zwei Gründe haben kann: Die Betriebsleiter wollen den Betrieb nicht umstellen oder externe Faktoren verhindern eine Umstellung, (2) Es ist dem Kollektiv (*wir*) nicht gelungen, alle Mitglieder zu überzeugen, dass sie ihre Betriebe umstellen sollen. In seiner Begründung, warum nicht alle Betriebe umgestellt werden konnten, teilt Res die Mitglieder der Käserei in zwei Gruppen ein: Diejenigen, die einen Betrieb haben, den man leicht umstellen kann und jene, bei denen das nur *schwer wäre möglich gewesen*. Bei letzteren hätte der jeweilige Betriebsleiter bereit sein müssen, für die Umstellung seinen Tierbestand oder die Art des Bauerns zu ändern, was wiederum eine Überzeugung für den biologischen Landbau bedingt hätte. Damit lässt sich die Haltung der Käsereimitglieder gegenüber dem biologischen Landbau klären: Sie wollen das Biolabel nicht aus Überzeugung erhalten, sondern weil sie sich damit eine bessere Existenz versprechen. Eine Umstellung kommt nur unter der Bedingung in Frage, dass am Status quo, d.h. insbesondere

an der Struktur des Hofes und am eigenen Arbeitsethos, nicht viel geändert werden muss.

Die Umstellung der einen Käserei brachte eine von Res als problematisch betrachtete Bewegung in die Talschaft. Er beruft sich dabei auf eine in seinem Berufsstand herrschende Tradition, mit der nur schwer gebrochen werden kann: die Lieferung der Milch an *eine* Käserei und damit die Zugehörigkeit zu einer Käsereigenossenschaft. Gedankenexperimentell versucht sich Res vorzustellen, ob diese Tradition nicht vielleicht aufgrund agrarpolitischer Einflüsse an Stellenwert verliert.

Mit der die Eingangssequenz abschliessenden Aussage *aber es ist natürlich später so gewesen, dass alles, was nicht gut gelaufen ist, ist, sind auch diejenigen Schuld gewesen, die das haben wollen* verdeutlicht Res, dass die Umstellung der Käserei zu einem Konflikt in der Talschaft führte. Es gab Dinge, die nicht gut liefen und die Befürworter der Bio-Emmentaler-Produktion trugen dann die alleinige Schuld daran. Diese ernüchternde Aussage bestätigt den vorher gewonnenen Eindruck, dass Res sich für das Projekt Bio-Emmentaler stark gemacht hat.

Die Analyse der Eingangssequenz verdeutlicht Res' Rolle bei der Umstellung der Käserei: Er stand eindeutig auf der Seite der Befürworter. Das Scheitern des Projekts muss für ihn deswegen eine grosse persönliche Niederlage sein. Dass Res seine Rolle nicht explizit klärt und seine Ausführungen krampfhaft aus der neutralen Beobachterrolle zu schildern versucht, deutet auf einen andauernden Prozess des Verarbeitens hin. Auch wenn er nach 11 Jahren wieder zur konventionellen Landwirtschaft - der für ihn vertrauten Art des Bauerns - zurückkehrte, haben die Umbrüche einiges in ihm ausgelöst. Das Motiv für die Umstellung war bei Res wie auch den anderen Bauern im Tal, nicht die Überzeugung für eine nachhaltige Produktionsweise, sondern ein wirtschaftliches. Die Umstellung wurde nur unter der Bedingung durchgeführt, dass mit der biologischen Bewirtschaftung am Status quo nicht viel geändert werden musste. Das Projekt löste eine grosse Dynamik im Tal aus und gipfelte in der unheilvollen Schliessung der traditionsreichen Käserei. Weil sich Res stark für die Umstellung der einzelnen Höfe einsetzte, damit ihre Käserei den Bio-Emmentaler produzieren konnten, nahm er gewissermassen eine Vorbildrolle ein, die ihn nach der Schliessung der Käserei an einer sofortigen Rückkehr zur konventionellen Wirtschaftsweise hinderte. Res war zu stolz, die Biolandwirtschaft gleich wieder aufzugeben. Weil das ökonomische Motiv ausschlaggebend für die Umstellung auf die biologische Produktion gewesen war, lässt sich vermuten, dass es letztendlich auch wieder wirtschaftliche Gründe waren, die Res zu einer Rückkehr zur konventionellen Landwirtschaft bewogen.

Diese Fallstrukturhypothese soll nun an weiteren Sequenzen überprüft und geschärft werden.

4.4.4 Analyse weiterer Sequenzen

Die Betriebsumstellung als gemeinsames Projekt

Wie in der Analyse der objektiven Daten vermutet, hätten Flückigers ihren Betrieb ohne das Projekt „Bio-Emmentaler fürs Emmental“ kaum je auf biologischen Landbau umgestellt. Auf die Frage, was ihn zur Umstellung bewog, meint Res:

*R: Ja, also schon das gemeinsame Projekt ehm, mit mit ehm der Käserei, sonst, als einzelner, .. hätten wir es äüä nicht gemacht.*¹²⁹

Flückigers scheinen sich vorher kaum je mit dem biologischen Landbau auseinandergesetzt zu haben. Res bewirtschaftete seinen Betrieb so, wie er es in der Ausbildung und von seinem Vater gelernt hatte. So mussten denn in erster Linie die Berührungsängste gegenüber dieser Anbaumethode abgebaut werden:

*R: (...) Ehm man hat nachher so eine Umstellungsberatung gehabt, die wo haben Interessen gehabt, für umzustellen, und das hat eigentlich ja im Grossen und Ganzen so ausgesehen, dass das gar nicht so schlimm ist gewesen, wie man sich es vielleicht vorgestellt hat. Also dass man nicht sehr grosse Veränderungen hat müssen machen oder eingehen und eh, ja, dann ist man gestartet, also man hat sicher einen gewissen Respekt gehabt und eh, ja, ist eigentlich, (...) nicht so schwierig gewesen, wie man vielleicht gerade gemeint hat.*¹³⁰

Wie schon aus der Analyse der Eingangssequenz hervorging, betont Res noch einmal, dass die Bauern nicht bereit waren, auf ihren Betrieben grosse Veränderungen einzuleiten. Die Vorurteile gegenüber einer Umstellung auf biologischen Landbau (die als *schlimm* und *schwierig* eingestuft wurde) konnten abgebaut werden, weil ihnen die Umstellungsberater aufzeigen konnten, dass es keiner grossen Veränderungen bedurfte. Dass die Bauern trotz der Berührungsängste, des grossen Respekts und der herrschenden Vorurteile gegenüber der biologischen Landwirtschaft bereit waren, ernsthaft über eine Umstellung nachzudenken, spricht für die grossen Hoffnungen, die sie in das Projekt steckten. Tatsächlich schildert Res im weiteren Verlauf des Gesprächs, dass sich die Käseunionsgemeinschaft damit die Lösung eines langjährigen Problems versprach: Da die Käseunion die Produktion des Emmmentalers koordinierte, konnte ihre Käserei nie die volle Milchmenge verkäsen. Seit Jahren wurden sie *ingeschränkt* und konnten rund 20% ihrer Milch nicht weiterverarbeiten.¹³¹ *Und die Käserei die lebt jetzt in Gottes Namen von der Milch, die*

¹²⁹Zeile 272f.

¹³⁰Zeile 44ff.

¹³¹Zeile 286.

*sie kann verkäsen.*¹³² Mit der Herstellung von Bioemmentaler erhofften sich die Käseereignossenschaft, die volle Milchmenge verkäsen zu können und im Verkauf einen besseren Preis zu erzielen, was das vermutete ökonomische Motiv für die Umstellung bestätigt.

Als zutreffend erweist sich ebenfalls, dass es für Res eine Erleichterung war, von der Herstellung von Käseiremilch auf Konsummilch zu wechseln: (...) *ich muss schon sagen, ich genieße das heute, also wenn man Käseiremilch macht, das ist ein dauerndes, da ist gäng etwas.*¹³³

Wenn es nicht einfach immer von allem zu viel hat

Mit der Umstellung der Produktion auf Bio-Emmentaler konnte in der Käseerei zwar alle Milch verarbeitet werden, aber schon bald zeichnete sich die nächste Schwierigkeit ab: Der ab 1996 produzierte Bio-Emmentaler wurde über die Firma Emmi vertrieben, die, wie Res schildert, beim Verkauf *absolut kein Risiko* übernahm: *sie tun den Biopreis abrechnen nach der Menge, die sie als Bio können verkaufen (...), das ist von mir aus gesehen sehr schlecht für uns Bauern.*¹³⁴ Dadurch wurde die Aussicht auf eine gute Marktposition, die sich die Bauern vom Bioemmentaler-Projekt erhofften, getrübt. Dieselbe Erfahrung einer zu kleinen Nachfrage bzw. eines zu grossen Angebots machte Res dann auch beim Verkauf der Bio-Konsummilch: Im letzten Jahr erhielt er für einen Viertel seiner Milch keine Bioprämie (die nennt er dann *Überschusmilch*),¹³⁵ da diese als konventionelle Milch verkauft wurde. Die fehlende Nachfrage nach den von ihm hergestellten biologischen Produkten war denn für Res *einer von .. von den wichtigeren Gründen*, die ihn zum Aufhören bewogen haben.¹³⁶ Die Erfahrung, Überschüsse zu produzieren zieht sich wie ein roter Faden durch Flückigers Betriebsgeschichte. Interessanterweise blendet Res bei diesen Überlegungen die Seite der Nachfrager, bzw. Konsumenten durchgängig aus, was sich auch in folgender Aussage manifestiert:

R: Ich denke, die grösste Chance für die Landwirtschaft ist einfach diese, wenn es nicht einfach immer von allem zu viel hat. (...) Also im Moment freut es einen gerade, wenn das jetzt vielleicht e chli hat, vielleicht auch wegen dem chli e Trendwende hat gegeben. Also dass, dass plötzlich dieses und jenes chli, nicht mehr

¹³²Zeile 284.

¹³³Zeile 1120f.

¹³⁴Zeile 128f. und 130f.

¹³⁵Zeile 195.

¹³⁶Zeile 215.

*einfach gerade im Überfluss da ist.*¹³⁷

Das Problem der strenger werdenden Richtlinien

Während die Umstellung auf die biologische Landwirtschaft in Res' Optik überraschend einfach verlaufen ist, bereiten ihm später die steten Veränderungen der Richtlinien Mühe. Seit 1996 wurde *die Schraube angezogen*, die Anforderungen an die biologischen Betriebe stiegen.¹³⁸ Ihn beschäftigen insbesondere zwei Diskussionen, die ihn als Milchbauer in hohem Masse betreffen: das Verbot der Kuhtrainer¹³⁹ und die strengeren Richtlinien für dein Einsatz von Kraftfutter.¹⁴⁰ Auch wenn er die Notwendigkeit nicht einsieht, entfernt Res den Kuhtrainer und setzt seither ein *mechanisches Hilfsmittel* ein.¹⁴¹ Als dann die Diskussion um die Fütterung losgeht, fühlt sich Res zunehmend eingeschränkt und dem Diktat der Biosuisse ausgesetzt:

*R: (...) , also der wichtigste Ding ist schon der gewesen, dass ich mich einfach je länger je mehr, eingeengt habe gefühlt. Das geht nicht mehr, das geht nicht mehr, das darfst du nicht mehr füttern, das darfst du nächstes Jahr auch nicht mehr füttern und das auch nicht mehr.*¹⁴²

Die Frage, ob er das Problem vor allem darin sehe, dass durch die strengeren Auflagen das Futter teurer werde, wird von Res verneint. Es gehe ihm nicht nur um den Preis; störend finde er vor allem, dass diese strengeren Fütterungsauflagen von der EU diktiert würden, die ihrerseits, indem sie der Schweiz das Biofutter verkaufen könne, davon profitiere. Krisenhaft ist für Res also nicht nur, dass ihm von Biosuisse immer strengere Vorschriften diktiert werden, sondern dass sich die Schweiz an die EU *ein Stück weit verkauft* und ihre (agrar)politische Unabhängigkeit aufgibt.¹⁴³ Res stört sich aber nicht nur an den Verschärfungen der

¹³⁷Zeile 1085ff.

¹³⁸Zeile 232.

¹³⁹Die meisten Schweizer Milchkühe leben in einem Anbindestall, wo sie in der Regel unter einem 'Kuhtrainer' stehen. Das ist ein Metallbügel über dem Rücken der Kühe, der ihnen einen Stromschlag versetzt, wenn sie beim Koten oder Harnen ihrer Art gemäss den Rücken krümmen. Dadurch werden die Kühe gezwungen, einen Schritt zurückzutreten, damit sie ihre Notdurft in den Mistgraben statt auf das Läger verrichten. Der Kuhtrainer wurde ab 2002 in den Richtlinien von Biosuisse verboten. Quelle: http://www.kagfreiland.ch/c_tierhaltung/PRO_kuhtrainer.shtml, (Stand: 15/12/2008).

¹⁴⁰Ab 1.1.2009 müssen 100% des Kraftfutters aus biologischem Anbau stammen (Früh & Schmutz 2008).

¹⁴¹Zeile 503.

¹⁴²Zeile 512ff.

¹⁴³Zeile 239.

Richtlinien, sondern vor allem auch am Tempo der Veränderungen: Während es früher *normal gelaufen* sei und er die Veränderungen auf seinem Betrieb innerhalb nützlicher Frist umsetzen konnte, habe Bio Suisse jetzt plötzlich *einfach einen riesen Gump gemacht*.¹⁴⁴ Als Biobauer nahm Res diesen Richtungswechsel nicht nur zähneknirschend zur Kenntnis, sondern nutzte die Chance, seine Meinung an diversen Veranstaltungen einzubringen. Es erweckte sich in ihm jedoch zunehmend der Eindruck, er werde als Bauer gar nicht *ernst genommen*.¹⁴⁵

Res macht keinen Hehl daraus, dass er den Sinn gewisser Auflagen nicht einsieht. Diese untergraben teilweise auch, wie folgende Passage illustriert, seine Verantwortung und Autorität als Bauer: Heutzutage sei es üblich, Kühen, die Probleme mit der Milchleistung hätten, Frostschutz (chemisch Propylenglykol) zu verabreichen. Das Propylenglykol gebe der Kuh die nötige Energie und stabilisiere den Stoffwechsel. Besonders nötig sei dies oft bei Kühen, die gerade gekalbert hätten:

*R: (...) Und das ist verboten //mhm// im Biolandbau, also jetzt, wenn ich einer Kuh, wo ich weiss, ja, die ist so chli auf der Gnepfi, eh, jetzt gebe ich der zwei-, dreimal, viermal, gebe ich e chli, und nachher läuft die, (...) also ich darf ihr geben, wenn der Tierarzt sagt, du musst jetzt ihr e chli Propylen geben (...) also muss ich eh, gut 30 Franken zahlen, dass ich einer Kuh e chli darf Propylen geben, oder. //mhm// Das ist jetzt so chli ein Beispiel, wo .. eben wo ich nicht mehr ganz verstehe, also .. klar, es ist Richtlinie, es ist ein chemisches synthetisches Futtermittel und das ist verboten //mhm// und wenn der Tierarzt sagt, darfst geben, dann ist es nachher Medizin, oder.*¹⁴⁶

Die Passage verdeutlicht auch, dass Res die Tiere grundsätzlich als Produktionsfaktor betrachtet. Wenn er über seine Kühe spricht, bedient er sich eines sehr technokratischen Vokabulars. Der Ausdruck, *und nachher läuft die* erinnert eher an eine Maschine, die wieder Milch gibt, als an eine Kuh.

Das Problem der Hochleistungskühe

Im weiteren Verlauf des Gesprächs kommt Res auf die unvereinbaren Arbeitsethiken der Viehzüchter und der idealtypischen Biobauern zu sprechen. Er habe sich auch schon überlegt, ob man nicht die Einstiegshürde höher setzen und Betrieben mit einer hohen *Milchleistung* von der biologischen Landwirtschaft abraten solle.¹⁴⁷ Das Problem der *Hochleistungskühe* im biologischen Landbau ist, diese richtlini-

¹⁴⁴Zeile 538ff.

¹⁴⁵Zeile 508.

¹⁴⁶Zeile 604ff.

¹⁴⁷Zeile 547.

4 Kontrastierende Fallanalysen

engetreu zu füttern.¹⁴⁸ Res schildert die Haltung von Biosuisse zu diesem Thema wie folgt:

*R: Also ihr müsst Kühe züchten, die weniger Milch geben, oder. //mhm// Dann habt ihr dann auch weniger Probleme, das ist richtig. Aber es ist eh, sind natürlich sehr, wie soll ich sagen, die Pioniere, das sind vielleicht nicht Viehzüchter gewesen, die die haben andere, also die sind in anderen Sachen stark gewesen, aber sind vielleicht nicht gerade die grossen Viehzüchter gewesen //mhm// und jetzt eben, als diese Umstellungswelle ist gekommen, die ja vor allem im Berg-, im Hügel- und Berggebiet ist gewesen, wo es ja eigentlich auch sinnvoll ist und normal, weil dort geht es eher gübiger, oder. //F: dort muss man am wenigsten ändern// Aber dort sind viele Viehzüchter dabei, oder, die regelmässig Tiere, Nutztvieh verkaufen. //Ja// Und das, das eh, bedingt einfach einen gewissen .. ein gewisses Niveau, oder. Mit den Tieren, sonst verkauft ihr nicht mehr, oder nicht mehr dort, wo ihr, wo man bis jetzt hat verkauft.*¹⁴⁹

Res weist darauf hin, dass die Logik der Viehzüchter fundamental derjenigen von Biosuisse widerspricht: Die Viehzüchter sind nicht bereit, von ihrem Ziel, Hochleistungskühe zu züchten, abzurücken, da ihnen sonst eine wichtige Einnahmequelle, der Verkauf der Kühe, entfällt. Die Zielsetzung von Biosuisse lautet, die Tierhaltung an die betriebseigene Futtergrundlage zu binden und damit einen Beitrag zur geschlossenen Nährstoffbilanz zu leisten. Will also ein Milchwirtschaftsbetrieb Hochleistungskühe halten und biologisch produzieren, braucht er eine solide Futtergrundlage.¹⁵⁰

Ein weiteres Problem sieht Res darin, dass die Hochleistungskühe Misstrauen wecken: Er habe einen Kollegen, der biologisch produziere und dem Kontrolleur nie sagen dürfe, wie viel Milch seine Kühe tatsächlich geben. Weil sonst sei nachher ja die Frage: *jäh, haben jetzt die nur Sachen bekommen, die sie haben dürfen bekommen?*¹⁵¹ Er selber hatte im letzten Jahr auch eine Kuh im Stall, die 10'000 Liter Milch gegeben habe: *die hat nichts bekommen, was sie nicht darf*¹⁵². Res fiel es offensichtlich schwer, das Arbeitsethos des traditionellen Milchbauers abzulegen

¹⁴⁸Zeile 636.

¹⁴⁹Zeile 558ff.

¹⁵⁰Ab 2008 dürfen maximal 10% des Widerkäuferfutters aus Kraftfutter bestehen. Der Rest muss Raufutter sein. Als Raufutter gelten: Verfüttertes Stroh und verfütterte Streue, Futter von Dauer- und Kunstwiesen frisch oder konserviert, Ackerfutterkulturen inklusive Getreideganzpflanzen frisch, siliert oder getrocknet, Zuckerrübenschnitzel frisch, siliert oder getrocknet, Futterrüben, Kartoffeln, unverarbeiteter Abgang aus Obst- und Gemüseverarbeitung sowie Biertreber (Früh & Schmutz 2008).

¹⁵¹Zeile 593f.

¹⁵²Zeile 637

und *auf einem tieferen Niveau zu fahren*.¹⁵³ Gedankenexperimentell stellt er sich vor, unter welchen Bedingungen er weiterhin einen biologischen Milchwirtschaftsbetrieb hätte führen können:

*R: (...) wenn ich jetzt noch e chli gäbigs Land hätte können in die Pacht nehmen, dann wäre, das wäre vielleicht nachher auch ein Grund gewesen für noch nicht aufzuhören, dass man einfach noch e chli eine bessere Futtergrundlage hätte gehabt, noch selber.*¹⁵⁴

Das Problem des Gjäts

Res' Arbeitsethos konfigurierte nicht nur mit der geforderten Rolle des biologischen Milchbauers, sondern hinderte ihn auch daran, einen neuen Umgang mit dem *Gjät* (Unkraut) zu finden, was die Arbeitsbelastung auf dem Hof beträchtlich steigerte:

R: (...) was ganz sicher ist, dass ehm, Mehrarbeit gibt //mhm// also am Anfang ist ja mein Vater noch da gewesen und hat eh, geng geholfen, und die Unkrautbekämpfung und so, da ist er natürlich geng e chli dranne gewesen //mhm// und, eben das ist auch einer der Punkte, also .. die Einstellung, die ein Bauer hat zu dem. Also, wie er mit dem kann leben. //mhm// Man sagt ja dem Beikraut, oder, nicht, nicht eh Gjät.

F: Ja genau (lachen)

*R: Und das, das hat einfach nicht jeder gleich, also .. ich habe es halt nicht gerne, wenn es einfach vergjätet ist //mhm// und sonst sagt man halt schon: ja, man muss lernen mit dem leben. Und das ist halt vielleicht etwas, was ich nicht so haben können, vielleicht, oder.*¹⁵⁵

Als aufmerksamer Beobachter verdeutlicht Res die unterschiedlichen Sichtweisen der konventionellen und biologischen Bauern auf dasselbe Phänomen anhand des abweichenden Sprachgebrauchs: Während er vom *Unkraut* spricht, das es zu bekämpfen gilt, verwenden die Biobauern den in seiner Optik beschönigenden Ausdruck *Beikraut*, das man als Begleiterscheinung auf den Feldern akzeptiert.¹⁵⁶ Res ist sich bewusst, dass es ihm nicht gelungen sei, seine unter dem konventionellen Landbau gewachsene Ästhetik zu transformieren. In manchen Jahren habe es gut geklappt, die *Bitze gliich sauber* zu halten, während dies in anderen Jahren enorm

¹⁵³Zeile 635.

¹⁵⁴Zeile 653ff.

¹⁵⁵Zeile 357ff.

¹⁵⁶Zeile 361.

4 Kontrastierende Fallanalysen

viel Handarbeit erfordert habe.¹⁵⁷ Der Drang zur Unkrautbekämpfung und Naturbeherrschung wurde Res primärsozialisatorisch vermittelt: Vor 50 Jahren sei dies ein *Blackenbetrieb* gewesen.¹⁵⁸ Es war das Verdienst seines Vaters, den Betrieb von diesem Unkraut zu befreien. Auf die Frage, wie sein Vater die Betriebsumstellung wahrgenommen habe, meint Res:

*R: (...) also er hat schon eine gewisse Angst gehabt, dass der Betrieb wieder vergjätet, oder, nicht gerade mit Blacken, aber mit anderem, mit anderem Zeug.*¹⁵⁹

Das Unkraut stellte für Flückigers schon immer eine Bedrohung dar. Das Horrorszenario des *vergjäteten Blackenbetriebs* vor Augen, entwickelten sie auch unter dem biologischen Landbau Strategien zur Unkrautbekämpfung, die zu einer unzumutbaren Arbeitsbelastung führten.

Res' Naturbild und Arbeitsethos

Das durch die Bändigung der Natur geprägte Arbeitsethos korrespondiert mit Res' Naturbild. Die Landwirtschaft erfüllt in seiner Optik die wichtige Funktion, die *schöne* Landschaft vor der Rückeroberung der Natur zu bewahren:

*R: (...) also ich nehme es an, dass ja diese Leute, wenn wir gerade im Emmental bleiben, die da gehen ga wandern und so, die kommen ja, vor allem auch wegen der schönen Landschaft oder, und wenn dann plötzlich eben alles verbuscht so, und, ich denke schon, dass das negativ könnte sein.*¹⁶⁰

Bezüglich der an die Landwirtschaft gestellten Forderungen nach mehr Ökologie plädiert Res für eine klare Trennung: Da die Landwirtschaft ja auch *Nahrungsmittel produzieren müsse*, könne man nicht immer mehr Ökoflächen und vor allem nicht *im besten Agrarland inne* fordern.¹⁶¹ Sein Denken ist vom nährständischen Bewusstsein durchdrungen. Ökologie bedarf Res zufolge nicht einer bewussten Förderung, sondern entsteht bei der Bewirtschaftung gewissermassen als Nebenprodukt. Er kann der Forderung nach einer noch stärkeren Ökologisierung der Landwirtschaft keinen Sinn abgewinnen, da er darin eine Gefährdung für die aus seiner Sicht wichtige Funktion der Landwirtschaft, der Versorgung der Bevölkerung, sieht.

¹⁵⁷ Zeile 371.

¹⁵⁸ Zeile 397.

¹⁵⁹ Zeile 396ff.

¹⁶⁰ Zeile 771ff.

¹⁶¹ Zeile 802f. und 833.

Es ist auch eine Art Belastung gewesen

Die in der Analyse der objektiven Daten aufgestellte Vermutung, dass die Rückkehr zur konventionellen Landwirtschaft für Res eine Niederlage darstellte, bewahrheitet sich in seinen weiteren Ausführungen. Dem Entschluss ging ein langes Ringen, Zweifeln und Abwägen voran, das Res bis heute noch nicht verarbeitet hat. Es scheint, als würde er im Verlauf des Gesprächs den Entscheidungsprozess noch einmal Revue passieren lassen:

R: Ja eben, einen Bitz weit ist es sicher schade, dass wir, dass man aufhört, oder, wenn man es 12 Jahre gemacht hat. //mhm// ... Aber eh, also mir, .. es ist auch eine Art Belastung gewesen für mich, mit-, geng chli wie mehr.

F: Ja, dann-

R: Auf der anderen Seite ist, also am Anfang ist natürlich, also ich habe natürlich den andern wollen zeigen, dass es funktioniert, das dann schon, also dass das geht.¹⁶²

Er wollte es vor allem denjenigen beweisen, die nicht in das Projekt involviert waren und immer wieder dumme Sprüche klopfen: *Eben so ein Spruch ist öppe gewesen, „jäh luegit de nume, da nach e paarne Jahr git's de nümme'ünd so oder. Aber das sagt einer, der eben zu viel Dünger sät.¹⁶³ Res legt Wert darauf, dass er nicht aus Frust wieder zur konventionellen Landwirtschaft zurückgekehrt sei.¹⁶⁴ Er sei *kein Fan vom Spritzen und Düngen¹⁶⁵* und würde überhaupt nicht sagen, die biologische Landwirtschaft sei *für nichts.¹⁶⁶* Er bewundere all diejenigen, die dabei blieben. Das Ende der biologischen Bewirtschaftung war für ihn dann schlussendlich eine grosse Erleichterung:*

R: Ja aber eben, das ist einfach auch ein Punkt, die Arbeitsbelastung, also ich will ja meinen Betrieb recht führen, also ich will nicht, ich habe nicht gerne, wenn eine Morerei ist, wenn man es nur noch so halbbatzig macht, und das ist nachher eigentlich auch, ist auch ein Grund gewesen. Ja, dass man in Gottes Namen halt, noch wenn man ein Unkraut kann spritzen, dass man halt dort eine Arbeitserleichterung hat.¹⁶⁷

Er weist die Vermutung zurück, dass ökonomische Motive ausschlaggebend für die Rückkehr zur konventionellen Bewirtschaftung waren:

¹⁶²Zeile 1153ff.

¹⁶³Zeile 1165ff.

¹⁶⁴Zeile 388.

¹⁶⁵Zeile 386.

¹⁶⁶Zeile 386 und 722.

¹⁶⁷Zeile 676ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

*R: Ich möchte gleich noch etwas sagen, vielleicht wegen dem Geld, es geht ja dann, eigentlich immer wird vom Geld geredet //mhm// und wenn ich rein vom, vom Finanziellen her hätte ich ja nicht dürfen aufhören. Das glauben jeweils nicht alle, aber das ist jetzt einfach eine Tatsache, also ich werde weniger, unter dem Strich weniger haben, aber es wäre ja auch nicht gut, wenn es nicht so wäre, oder.*¹⁶⁸

Res rechnet vor, dass er nun ungefähr 5000 Franken weniger Direktzahlungen kriegt und mit der Milch 7500 Franken weniger erwirtschaftet.

Res' Zukunftsvorstellungen

Res' Erfahrungen haben gezeigt, dass es mit den agrarpolitischen Veränderungen noch nie so schlimm gekommen sei, wie man befürchtet habe - *dann könnte man denken, ja die, es kommt ja nie ganz so wie sie sagen.*¹⁶⁹ Dennoch ist er sich bewusst, dass sein Betrieb bei rückläufigen Direktzahlungen wohl keine Überlebenschance hat. Für ihn und seine Frau werde das noch gehen; sein Sohn werde aber nicht mehr ausschliesslich vom Bauern leben können. Ohne Direktzahlungen könnte Res seinen Betrieb nicht nach seinen Vorstellungen führen:

*R: (...) also wir brauchen die, also das ist letztendlich das, was uns ermöglicht, dass wir die Gebäude können im Schuss haben. //mhm// Wenn wir die nicht haben, dann können wir, dann kann man nur noch das Allernötigste machen, oder und dann ist es, dann ist es einfach noch so ein la usplampe, oder.*¹⁷⁰

Res, der seinen Betrieb *recht* führt, fühlt sich von den Nebenerwerbs- und Hobbybauern konkurrenziert.¹⁷¹ Dass diese ebenfalls in den Genuss von Direktzahlungen kommen, findet er eine Frechheit. Ihm wurde auch schon Pachtland gekündigt, das jetzt ein Nebenerwerbsbauer selber bewirtschaftete und sich damit unnötig bereicherte. Res ist der Meinung, dass sich viele dieser Hobbybauern die Arbeit von einem Bauer verrichten liessen und die Direktzahlungen nähmen.

Auch Res hofft darauf, dass die steigenden Energiekosten die Schweiz vor billiger Importware schützen werden. Dass die Schweizer Landwirtschaft - würden einmal alle Handelsschranken fallen - nicht konkurrenzfähig wäre, ist er sich durchaus bewusst:

R: Also da gibt es ja sehr viel, also, Osteuropa hat riesige Flächen, wo eh, sehr ein grosses Potential ist, oder. Also wenn das einmal sollte in Schwung kommen dann

¹⁶⁸ Zeile 667.

¹⁶⁹ Zeile 848.

¹⁷⁰ Zeile 954ff.

¹⁷¹ Zeile 677.

*eh, dann können wir zusammenpacken.*¹⁷²

4.4.5 Fazit

Res stellte seinen Betrieb auf die biologische Produktion um, weil er sich mit dem Biolabel eine bessere Marktposition erhoffte und er dazu keine grossen Veränderungen einleiten musste. Als Käseisekretär machte er sich für die Umstellung der Käserei stark und überzeugte andere Bauern im Tal, den Schritt zu wagen. Das Projekt Bioemmentaler scheiterte jedoch, der erwartete ökonomische Erfolg blieb aus, die Käserei wurde geschlossen. Aus Stolz hielt Res, der nun als Verlierer dastand, die biologische Produktion aufrecht. Die fehlende intrinsische Motivation für diese Anbaumethode wurde für ihn aber allmählich zum Stolperstein. Auch wenn er strukturell auf seinem Betrieb nicht viel ändern musste, passte seine Art der Betriebsführung nicht zum Konzept des Biohofs. Res war nicht bereit, sein traditionell bäuerliches Arbeitsverständnis zu hinterfragen und zu transformieren: Seine Aufgabe als Landwirt sieht er darin, die schöne Landschaft vor der wilden Natur zu schützen und mit seinen Produktionsgrundlagen einen möglichst hohen Ertrag zu erwirtschaften. Es widerspricht deshalb seiner Vorstellung vom richtig Bauern, wenn er plötzlich auf seinen Weiden Unkraut tolerieren und die Milchleistung verringern sollte. Res macht aber auch externe Gründe für sein Scheitern als Biobauer verantwortlich: Durch die fortlaufende Verschärfung der Richtlinien fühlte er sich zunehmend eingeschränkt und dem Diktat der Bio Suisse ausgeliefert. Auch wenn er lange mit sich gerungen hat, war die Rückkehr zur konventionellen Landwirtschaft für Res eine grosse Erleichterung. Der ausbleibende wirtschaftliche Erfolg und die zunehmende Arbeitsbelastung drückten auf seine Stimmung. Unter rein ökonomischen Gesichtspunkten hätte Res aber die biologische Landwirtschaft nicht aufgeben dürfen: Er verdient nun als konventioneller Landwirt weniger als zuvor.

Als Milchbauer blickt Res ohne grosse Hoffnungen in die Zukunft: Obschon er die Thematik der Überproduktion mehrmals anspricht, scheint für ihn die Erschliessung eines neuen Betriebszweigs keine Option zu sein. Er rechnet wohl eher damit, seinen Betrieb bis zu seiner Pensionierung dank den Direktzahlungen und nach den Richtlinien der IP so führen zu können, wie er es für richtig hält.

¹⁷²Zeile 947ff.

4 Kontrastierende Fallanalysen

5 Synthese

Im vorangehenden Teil wurden vier Schweizer Biobauern aus unterschiedlichen Kontexten vorgestellt. Auf der Basis von Interviews und unter Zuzug der objektiven Daten habe ich in einem sequenzanalytischen Verfahren die Charakteristik ihres Herkunftsmilieus, ihre Motivation für die biologische Landwirtschaft, ihr berufliches Selbstverständnis, die dominanten Deutungsmuster, sowie die daraus entstehenden Zukunftsbilder bezogen auf den eigenen Hof und die Schweizer Landwirtschaft rekonstruiert. Einen kurzen Überblick der wichtigsten Ergebnisse aus den Einzelfallanalysen bildet die schematische Zusammenfassung in Tabelle 5.1. Diese abschliessenden Ausführungen sind wie folgt gegliedert: In einem ersten Schritt werden die Fälle einander gegenübergestellt. Dazu bilde ich zwei Kontrastpaare, bestehend aus je zwei Bäuerinnen bzw. Bauern, die ähnliche Ausgangslagen haben, aber ganz unterschiedliche Dispositionen aufweisen: Ich kontrastiere den bio-dynamischen Subsistenzbetrieb von Sabina und Andri Caduff mit dem ausdifferenzierten und auf den Markt ausgerichteten bio-dynamischen Betrieb von Ernst Wüthrich sowie die Biopionierin Rosa Kohli mit dem gescheiterten Biobauern Res Flückiger. Letztere weisen die Gemeinsamkeit auf, beide den agrarpolitischen Umbruch der Neunzigerjahre als Betriebsleiter miterlebt zu haben. Obwohl die vier Fälle noch keine abschliessende Typologie bilden, versuche ich in den Gegenüberstellungen den Kern ihrer Dispositionen herauszuarbeiten. Durch die vorläufige und sehr rudimentäre Typologie des *Rückzugs aus der Moderne*, des *bäuerlichen Unternehmers*, der *Pionierin* und des *gescheiterten Biobauers* zeige ich, dass jeder Fall etwas Überindividuelles zutage bringt, das über die Rekonstruktion des Einzelfalls hinausreicht. Obwohl diese Typologie noch sehr unvollständig ist, nehme ich an, dass sie wichtige Dimensionen aufzeigt und sich zu jedem Typ unter den Schweizer Biobäuerinnen und -bauern weitere Vertreter finden lassen würden. In einem weiteren Schritt werden die vier Fälle bezogen auf ihre je spezifische Konzeption der Zukunft miteinander verglichen. Dabei soll auch die als Ausgangspunkt meiner Arbeit dienende Hypothese, wonach die Diagnose der durch den agrarpolitischen Umbruch ausgelösten Identitätskrise weniger stark auf die Biobauern als auf die konventionell wirtschaftenden Bauern zutrifft, geprüft werden. Anschliessend zeige ich auf, inwieweit bei den von mir analysierten Fällen Transformationen des traditionell bäuerlichen Arbeitsethos stattgefunden haben. Abschliessend formuliere ich einen Ausblick auf dieser Arbeit anschliessenden Forschungsarbeiten.

Tabelle 5.1: Zusammenfassung der Ergebnisse aus den Einzelfallanalysen.

	Rosa Kohli *1952	Sabina & Andri Caduff *1967/ *1965	Ernst Wüthrich *1970	Res Flückiger *1961
Ausbildung	Handelsschule; Haushaltslehre; Bäuerinnenschule	S: Fachfrau für bio-dyn. Landwirtschaft; A: Meisterlandwirt	Handelsschule; Meisterlandwirt	Meisterlandwirt
Betriebsstruktur	biologisch	bio-dynamisch	bio-dynamisch	IP, bis vor 2 Jahren biologisch
	kleiner Weiler in Umgebung von Bern, 700 m.ü.M., Tal- Hügelizeone	Bündner Bergtal, 1470 m.ü.M., Bergzone 3-4	kleiner Weiler in Umgebung von Bern, 630 m.ü.M., Talzone	Emmental, 860 m.ü.M., Bergzone 2
	Gemüse- und Ackerbaubetrieb 14 ha	fleisch- und milchwirtschaftlicher Bergbetrieb 23 ha	Mischbetrieb 30 ha	Milchwirtschaftsbetrieb 23 ha
	Getreide: Lieferung an Genossenschaft Gemüse: Direktvermarktung an Dorfmarkt und auf Hof	Verkauf von Lämmern, geplante Direktvermarktung von Käse; Vermietung einer Ferienwohnung; Betreuung von Jugendlichen	Hofladen (mit Eigenprodukten und Bio-Handelswaren), Belieferung von 6 Bioläden in Bern; Betreuung von Jugendlichen; Hofgastronomie; Vermietung eines Seminarraums	Milchliefereung an Emmi
	Stellenwert der DZ gering, da keine Tiere	90% der Einnahmen aus DZ	20 % der Einnahmen aus DZ	40% der Einnahmen aus DZ
Getreide (Weizen, Dinkel, Roggen, Hafer), Kartoffeln, Lager- und Frischgemüse	Fleisch- und Milchschafe, zwei Kühe, Hühner, Enten, Ziegen, Esel und Schweine	Getreide; Hackfrüchte; Herde von 70 Mutterkühen, 20 Schweine, 500 Legehennen	auf 70 Are Kartoffeln und Futtermais; 35 Rindvieh, davon 18 Kühe	
Herkunftsmilieu / Hofnachfolge	Auf traditionellem Mischbetrieb aufgewachsen; Geschwister hatten kein Interesse an Landwirtschaft; Hofübernahme und Umstellung auf Bio 1981; nach sechs Jahren Ehe erfolgt Scheidung; fortan alleinerziehende Mutter einer Tochter; Biopionierin	Sabina: in nicht-bäuerlichem Milieu aufgewachsen Andri: gescheiterter Hofnachfolger (Vater Biobauer); Aufbau eines neuen Betriebs; Pachtland ab 2001; Kauf eines alten Hofes 2005; Neubau Stall und Wohnhaus 2007 finanziert durch zinslose Darlehen	Auf traditionellem Mischbetrieb aufgewachsen (IP), nach dem Tod des Bruders designierter Hofnachfolger; Hofübernahme und Umstellung auf bio-dynamische Landwirtschaft 1997	Mutter früh gestorben; früh in die Rolle des designierten Hofnachfolgers geschlüpft; Hofübernahme 1989; Umstellung auf Bio 1996
Motiv für biologische bzw. bio-dynamische Landwirtschaft	Durch Ökologische Bewegung der 68-er Generation sensibilisiert; ökologische Motive; nachhaltige, auf den Schutz der natürlichen Produktionsgrundlagen, allen voran des Bodens, ausgelegte Bewirtschaftung	Anthroposophische Gesinnung; Lebensreformische Motive; Verfolgen mit der Hofgründung ein alternatives Lebenskonzept mit der Absicht, ein gesundes und selbstbestimmtes Leben auf dem Land zu führen	Eigenständigkeit; ökologische Motive (natürlicher Kreislauf); Zurückfinden zur traditionellen Bewirtschaftungsform; beeinflusst durch Netzwerk, andere bio-dynamische Höfe in Umgebung	Durch Umstellung der Talkäserei ausgelöst; ökonomische Motive (erhofft sich eine bessere Marktposition); Einsicht, dass an der Produktion nicht viel geändert werden muss
Berufliches Selbstverständnis	Umweltschonende Produktion von Nahrungsmitteln: stolze und pragmatische Gemüsebäuerin; richtet ihre Produktion auf den langfristigen Erhalt der Produktionsgrundlagen aus; Landbewirtschaftung bedeutet mit der Natur zu arbeiten; Biolandbau als Herausforderung, insbesondere der Erhalt der Bodenfruchtbarkeit durch Leguminosen und Klee, mit wenig organischem Dünger; an der Weiterentwicklung des Biolandbaus und neuen Techniken interessiert; skeptisch gegenüber Spätumstellern, die aus ökonom. Motiven biologisch produzieren und den Boden nicht schonen;	Dasein als Bauer erlaubt ein selbstversorgerisches Leben auf dem Land; im Zentrum steht das eigene Leben, Wohlbefinden und die Subsistenz und nicht die Produktion für den Markt; Landwirtschaft streng (beinahe dogmatisch) bio-dynamisch ausgerichtet (Einbezug von kosmischen Kräften, Übersinnlichem, Naturwesen); starke Abgrenzung von Biobauern und trad. Bauernstand; DZ führen zu krisenhaftem Selbstverständnis: faktisch sind sie Staatsangestellte, möchten aber frei von staatlichen Regeln sein, fühlen sich der Willkür des Staats ausgesetzt (manipulier- und erpressbar)	Freude an der Selbständigkeit; Produzent von gesunden, ökologisch hergestellten Lebensmitteln und Dienstleistungen; Bauer mit Leib und Seele; Betont die Vielseitigkeit des Bauernberufs; ist interessiert an „bio-dynamischen“ Themen (z.B. Mondphasen), grenzt sich aber stark von Antroposophie ab; bekennt sich zum traditionellen Bauernstand; um reflexives ökologisches Bewusstsein erweitertes traditionelles Arbeitsethos; bäuerlicher und unternehmerischer Habitus	Produzent von Nahrungsmitteln; von traditionell-bäuerlicher Berufsmoral geleitet, will die Arbeit sauber und korrekt ausführen; Leistungsethos (Maximierung der Erträge) restringiert durch das in der Familienwirtschaft angelegte Ethos der Nachhaltigkeit; Naturbeherrschung („Wille zur Domestizierung“); an das traditionell-bäuerliche Arbeitsethos gebundene Ästhetik: entwickelt unter dem biol. Landbau die Angst, der Betrieb könnte wieder „verjäten“
Markt-Positionierung / Konzeption des Wirtschaftslebens	Spezialisierung auf lukrative Betriebszweige; Erschliesst sich gute Absatzkanäle; Befürwortet die Forderung nach einer Ausrichtung der Produktion auf den Markt, da der Bund mit DZ marktverzerrende Produktionsanreize gibt	Marginalisierung ausserbetrieblicher Beziehungen; Vorstellung von höfischer und nationaler Autarkie, basierend auf Deutungsmuster Subsistenz, das die Herausbildung eines unternehmerischen Habitus hemmt	bäuerlicher Unternehmer; Antizipieren einer Nachfrage; Diversifizierung der Betriebszweige; regional verankert - globalisierungskritisch: will mit seinem unternehmerischen Handeln regionale Impulse auslösen	bleibt am Typ „selbständiger Unternehmer“ haften, richtet seine Produktion nicht auf Markt aus; macht ständig Erfahrungen, Überschüsse zu produzieren; trotzdem Festhalten an traditionellen Betriebszweigen; kleine Risikobereitschaft
Zukunft des eigenen Betriebs	Betrieb ist überlebensfähig auch unter Bedingungen des freien Marktes; Hof ist noch ausbaufähig (v.a. Obst & Beeren); hat keine Energie mehr, Neues zu initiieren; hofft auf Betriebsübernahme durch Tochter	Betrieb ist ohne DZ nicht überlebensfähig; primäres Ziel: hohe Schulden abbauen (gegenwärtig durch DZ, bei Rückgang durch Verkauf von Produkten); zögerlicher Aufbau einer Direktvermarktung von Käse; Bleiben sehr stark auf ihren Hof fixiert; langfristiges Ziel ist die Weiterführung ihres unhinterfragbaren Lebensprojekts des selbstversorgerischen Lebens auf dem Land	Einkommen setzt sich schon heute zu einem grossen Teil aus dem Verkauf von Produkten zusammen; will das Bestehende verbessern; plant den Aufbau eines Wellnessbereichs und Agrotourismus; stösst dabei an Grenzen des auf dem Hofareal gesetzlich realisierbaren	resignativ: Bestehendes bis zur Pension weiterführen; der Betrieb wird in der heutigen Form dem Sohn kein Einkommen mehr garantieren; nach dem Scheitern des Bioemmental-Projekts scheinbar kein Mut mehr, grosse Veränderungen auf dem Hof einzuleiten
Zukunftsdiagnose Schweizer Landwirtschaft	Akzeptiert eine agrarpol. Einbindung der Schweiz in internat. Kontext und damit Freihandel; Schweiz soll Mut haben, kleine Strukturen beizubehalten, aus topographischen Gründen sind möglichst grosse und rationelle Betriebe in der Schweiz nicht möglich, Universalwirtschaft oder Selbstversorgung des Landes steht nicht im Vordergrund, sondern Spezialisierung auf exportfähige Nischen- und Qualitätsprodukte; Bioprodukte haben auch international Marktchance	Die Landwirtschaft entwickelt sich gänzlich entgegengesetzt zu ihren Idealvorstellungen. Zeichnen zwei Krisenszenarien: der Strukturwandel gefährdet das wertvolle Leben auf dem Land und ist verantwortlich dafür, dass viele Kinder in der Stadt aufwachsen müssen; durch den immer zentraler werdenden Import verliert die Schweiz ihre nährstoffsichernde Souveränität	fordert von den Bauern eine stärkere Ausrichtung auf den Markt und vom Bund die Ausübung eines stärkeren Drucks auf die Bauern; bäuerliches Unternehmertum könnte durch eine Vergrößerung des Handlungsspielraums gefördert werden (Lockerung des Raumplanungsgesetz); (Bio)bauern müssen ihre Interessen bündeln und gemeinsam gegenüber der Öffentlichkeit auftreten.	politisch-kulturelle Krise: die Schweiz „verkauft“ ihre (agrarpolitische) Souveränität an die EU; die Nebenerwerbsbauern verhalten sich zu den „richtigen“ Bauern parasitär und sollen nicht mehr in den Genuss von Direktzahlungen kommen. Hoffnung, dass steigende Energiekosten die Schweiz vor billigen Importwaren schützen werden.

5.1 Kontrastierung der Fälle

5.1.1 Rückzug aus der Moderne versus bäuerliches Unternehmertum:

Nebst den unterschiedlichen naturräumlichen Voraussetzungen mit denen Caduffs und Wüthrichs konfrontiert sind, liegen ihnen in ihren Konzeptionen des Wirtschaftslebens zwei fundamental entgegengesetzte Denk- und Deutungsparadigmata zugrunde. Die beiden Fälle unterscheiden sich am deutlichsten hinsichtlich der Aussenpositionierung ihres Hofes. Gemeinsam ist den Bauernfamilien Caduff und Wüthrich zum einen die bio-dynamische Bewirtschaftung und zum anderen der Zeitpunkt der Betriebsgründung- bzw. Übernahme: Beide haben ihren Betrieb nach der Einführung der produktionsunabhängigen Direktzahlungen übernommen, bzw. aufgebaut.

Sabina und Andri Caduff widersetzen sich mit ihrem Projekt „bio-dynamischer Bergbauernhof“ dem durch den Strukturwandel bedingten Trend der Schweizer Landwirtschaft: Während vielerorts Betrieb um Betrieb verschwindet, bauen Caduffs mit sehr viel Fremdkapital einen neuen Betrieb auf. Mit dieser bewussten Hofgründung verfolgen sie nicht das Ziel der wirtschaftlichen Wertschöpfung, sondern verwirklichen ihren Traum eines selbstversorgerischen, gesunden, im Einklang mit der Natur und ihrer anthroposophischen Gesinnung stehenden Lebens auf dem Land. Hinter diesem Traum steckt die Idee einer alternativen, auf dem von Schallberger herausgearbeiteten Deutungsmuster Subsistenz (vgl. Abschnitt 2.3.2) beruhenden Wirtschaftsordnung, die sich folgendermassen beschreiben lässt: Im familienwirtschaftlich strukturierten Agrarstaat, der aus überwiegend sich selbstversorgenden Höfen besteht, steht das Land jedem Bürger frei zur Bewirtschaftung. Produkte werden auf lokalen Märkten gehandelt, wo die Produzenten für ihre Waren einen fairen, d.h. kostendeckenden Preis erzielen, der ihre Subsistenz sichert. Caduffs realisieren auf ihrem Hof ein zwar ökonomisch prekäres, aber für sie stimmiges Leben, das jedoch von grossen Widersprüchen durchzogen ist: Ihre Idealvorstellung des bäuerlichen Lebens auf dem Land, auf die Caduffs berufliches Selbstverständnis gründet, entspricht in keiner Weise der realen Situation der Schweizer Landwirtschaft. Ihr Hof ist kein autarkes Gebilde, sondern in einen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Zusammenhang eingebunden. Ihre an die Vorstellung eines freien und selbstbestimmten Lebens auf dem Land gebundene Identität widerspricht hochgradig der vom Staat geforderte Rolle der Bauern als Landschaftspfleger. Und schliesslich sind Caduffs, auch wenn ihr wirtschaftliches Ziel die Subsistenzsicherung und nicht das Erzielen von Gewinnen ist, auf einen wirtschaftlichen Erfolg angewiesen, um ihre hohen Schulden zurück zu

5 Synthese

zahlen. Ihr Denken und Handeln orientiert sich an der Anthroposophie und dem Deutungsmuster Subsistenz, was die Herausbildung eines unternehmerischen Habitus und damit die Ausrichtung der Produktion auf den Markt hemmt. Sie sind sehr stark auf ihren Hof fixiert und marginalisieren die ausserbetrieblichen Beziehungen.

Ernst Wüthrich dagegen ist als bio-dynamischer Bauer bestrebt, wirtschaftlich erfolgreich zu sein. Im Gegensatz zu Caduffs richtet er seine Produktion auf den Markt aus: Er hat den traditionsreichen Bauernhof seit der Betriebsübernahme zu einem kleinen Unternehmen ausgebaut, die Betriebszweige diversifiziert und vereint heute auf seinem Hof landwirtschaftliche und dienstleistungs-orientierte Aktivitäten. Als bio-dynamischer Bauer erweist sich Ernst als modern-aufgeklärter Mensch, der einen reflexiven und pragmatischen Umgang mit der Tradition und Anthroposophie pflegt. Die bio-dynamische Landwirtschaft fasst er nicht als dogmatische Lehre auf, sondern nimmt sich heraus, was ihm gefällt. Er zieht sich nicht wie Caduffs in eine Traumwelt zurück, sondern stellt sich den aktuellen Problemen und nimmt sein Schicksal in die eigenen Hände: Er nimmt nicht zähneknirschend hin, dass er auf seinem Hofareal keine Ferienwohnung bauen darf, sondern strebt nun für diese Parzelle eine Zonenänderung an. In seiner Aussage „Markt und Ökologie, das ist der Weg“ manifestiert sich, dass Ernsts berufliches Selbstverständnis bestens zu den agrarpolitischen Rahmenbedingungen passt. Er sieht seinen Hof als Modell dafür, dass die Schweizer Landwirtschaft nicht nur ein Sorgenkind sein muss. Durch sein unternehmerisches Handeln setzt er, indem er bei der Verarbeitung seiner Produkte ebenfalls nahe liegende Betriebe berücksichtigt, regionale Impulse.

5.1.2 Die erfolgreiche Pionierin versus den gescheiterten Biobauer:

Rosa Kohli und Res Flückiger haben sich aus sehr unterschiedlichen Motiven und zu verschiedenen Zeitpunkten für die biologische Landwirtschaft entschieden. Des Weiteren heben sie sich in der Beurteilung des agrarpolitischen Umbruchs der Neunzigerjahre, den sie beide als Betriebsleiter miterlebten, sehr deutlich voneinander ab.

Aus einer inneren Überzeugung heraus stellte Rosa Kohli ihren Betrieb schon sehr früh auf die biologische Produktion um und nahm damit ein grosses Risiko in Kauf: Sie erhielt weder Umstellungsbeiträge, noch einen Mehrpreis für ihre Produkte und wurde als alleinerziehende Mutter und Biopionierin an den Rand der traditionell-bäuerlichen Gesellschaft gedrängt. Die biologische Landwirtschaft war

für Rosa eine Herausforderung, die sie vielleicht für die Aufgabe der zu Gunsten der Betriebsübernahme geopfert Pläne - wie einem Pflanzenbaulichen Studium -, entschädigte. Sie zeigt sich sehr interessiert an der Weiterentwicklung der biologischen Landwirtschaft und versucht auf ihrem Hof, die biologische Anbaumethode zu optimieren: Wenn Rosa erklärt, wie es ihr durch eine geeignete Fruchtfolge ohne viel organischen Dünger gelingt, die Bodenfruchtbarkeit hoch zu halten, strahlt sie als Betriebsleiterin einen gewissen Berufsstolz aus. Rasch wandelte sich ihre Rolle von der Einzelgängerin zur Trendsetterin: Mit Genugtuung erlebte Rosa, wie die gesellschaftliche und politische Akzeptanz für die biologische Landwirtschaft stieg und ihre Bioprodukte rege nachgefragt wurden. Durch den agrarpolitischen Umbruch der Neunzigerjahre, insbesondere die Ökologisierung der Landwirtschaft, fühlte sie sich als Biobäuerin bestätigt. Sie hat den traditionellen Mischbetrieb zu Gunsten des Gemüse- und Ackerbaus aufgegeben und sich mit der Direktvermarktung und der Belieferung einer Genossenschaft gute Absatzkanäle geschaffen. Rosa hält die biologische Landwirtschaft einerseits für ein zukunftssträchtiges Modell für die Schweizer Bauern, kann aber andererseits der steigenden Anzahl Biobauern nicht nur Positives abgewinnen: Die Spätumsteller, die sich aus ökonomischen Motiven für die biologische Landwirtschaft entscheiden, hält sich für keine „richtigen“ Biobauern.

Res Flückiger wäre in Rosas Augen nun einer dieser nicht „richtigen“ Biobauern: Er hat seinen Betrieb im Unterschied zu den anderen porträtierten Biobauern nicht sogleich bei der Übernahme und aus einer intrinsischen Motivation heraus umgestellt. Er versprach sich durch die Umstellung eine bessere Marktposition. Anders als Rosa zeigt sich Res nur bedingt risikofreudig: Die Betriebsumstellung kam für ihn nur in Frage, weil er am Status quo seines Betriebes nicht viel ändern musste. Im Entscheid, die Umstellung zu wagen, spielte zudem Res' Netzwerk der Käsegenossenschaft eine zentrale Rolle. Damit unterscheidet er sich deutlich von Rosa, die sich durch die Umstellung gesellschaftlich isolierte. Was Res jedoch zum Bestehen als erfolgreicher Biobauer fehlte, war die Bereitschaft, sein Arbeitsethos und sein berufliches Selbstverständnis zu reflektieren und transformieren. In der Rolle als Biobauer fand er sich nicht zu recht: Es machte für ihn keinen Sinn, dass seine Kühe jetzt plötzlich weniger Milch geben sollen und er ihnen nur auf Anweisung des Tierarztes hin Polypropylen verabreichen darf. Weil er sehr hohe moralische und ästhetische Ansprüche an seine Betriebsführung stellte und die Arbeit weiterhin sauber und recht ausführen wollte - was auch bedeutet, dass auf den Feldern keine Beikräuter wachsen dürfen - stieg die Arbeitsbelastung auf dem Betrieb auf ein unerträgliches Niveau an. Statt wie Rosa in der biologischen Landwirtschaft eine Herausforderung für eine Neuausrichtung des Betriebs zu sehen, fühlte er sich je länger je mehr seiner Autorität als Betriebsleiter beraubt und dem Diktat der Bio Suisse ausgeliefert. Res entspricht dem Schallbergerschen Typus

des „selbständigen Unternehmers“ (Schallberger 2002b: 166ff.), wie er sich in den Zeiten der staatlich garantierten Abnahmepreise konstituierte. Dabei handelt es sich um ein vermeintliches Unternehmertum: Zwar modernisiert und rationalisiert Res seinen Betrieb, was ihn als Unternehmer fühlen lässt. Was ihn aber von einem bäuerlichen Unternehmer unterscheidet ist, dass er seine Produktion nicht auf eine Marktnachfrage ausrichtet und keine künftigen Marktentwicklungen antizipiert. Selbständigkeit bedeutet für diesen Typ Unternehmer die Unabhängigkeit vom Markt und von politischen und rechtlichen Regulierungen. Als Milchbauer macht Res ständig die Erfahrung, Überschüsse zu produzieren, was ihn aber nicht dazu bewegt, andere Betriebszweige zu erschliessen. Das Festhalten am traditionell bäuerlichen Arbeitsethos verhindert bei Res eine Anpassung an die agrarpolitischen Rahmenbedingungen: Die Forderung nach mehr Ökologie macht für ihn keinen Sinn - weil sie die für ihn wichtige Funktion der Landwirtschaft, die Herstellung von Lebensmitteln, gefährdet. Sein Festhalten am traditionellen bäuerlichen Arbeitsethos verhindert die Herausbildung eines unternehmerischen Habitus und damit eine erfolgreiche Ausrichtung auf den Markt.

5.2 Das biobäuerliche Denken über die Zukunft

Das genetische Erklärungsmodell der Zukunftsvorstellungen von Biobauern (vgl. Abschnitt 2.3.1 hat sich als geeigneter theoretischer Rahmen erwiesen. Beim Vergleich der Zukunftsbilder von Rosa Kohli, Sabina & Andri Caduff, Ernst Wüthrich und Res Flückiger lässt sich feststellen, dass sie in den eigenen Erfahrungen der Biobäuerinnen und -bauern der Gegenwart und den daraus abgeleiteten Interpretationen der Geschichte verankert sind. Das Denken über die Zukunft wird in hohem Masse beeinflusst durch die Struktur des beruflichen Handelns, die habituellen Dispositionen sowie die Deutungsmuster der Biobäuerinnen und -bauern. Zuversichtlich blicken diejenigen Bäuerinnen und Bauern in die Zukunft, denen ein Arrangement mit den aktuellen agrarpolitischen Rahmenbedingungen - insbesondere dem Trend zur Ökologisierung der Landwirtschaft, der Abgeltung gemeinwohlorientierter Leistungen sowie der geforderten Ausrichtung auf den Markt - gelingt. Dabei verläuft die Kontrastierungslinie der Zukunftsbilder bei den von mir analysierten Fällen nicht entlang der Anbaumethode, sondern der Dispositionen der Biobäuerinnen und -bauern:

Rosa und Ernst vermögen sich mit den aktuellen agrarpolitischen Rahmenbedingungen zu arrangieren und positive Zukunftsbilder zu zeichnen. Die Forderung des Bundes nach einer ökologischen Landwirtschaft finden sie berechtigt; sie fühlen

5.2 *Das biobäuerliche Denken über die Zukunft*

sich dadurch als Biobauern bestätigt. Ihr bäuerliches Selbstverständnis schliesst die Bereitstellung gemeinwirtschaftlicher Leistungen mit ein. Sie nutzen den durch die agrarpolitische Neuausrichtung eröffneten grösseren Spielraum und verwerten ihre Produkte auf dem Markt. Ein Rückgang der staatlichen Unterstützung würde ihre Existenz nicht unmittelbar gefährden. Durch ihr Alter bedingt, mag Rosa auf ihrem Betrieb nichts Neues mehr initiieren, sieht aber für ihren Hof durchaus noch Entwicklungspotential. Sie schätzt die weitere Entwicklung der Schweizer Agrarpolitik, beispielsweise die Unterzeichnung eines Freihandelsabkommens mit der EU, realistisch ein und ist der Ansicht, dass eine weitere Liberalisierung des Agrarsektors der Schweiz eventuell auch Vorteile bringen könnte: Die Exportchancen für Nischen- und Qualitätsprodukte (wie es die Bioprodukte sind) könnten sich dadurch vergrössern. Ernst ist überzeugt, dass es noch Platz hätte für weitere regionale Anbieter und hat kein Verständnis für diejenigen Bauern, die eine passive Rolle einnehmen und einfach nur auf die Direktzahlungen warten. Er fordert von seinen Berufskollegen, sich stärker auf den Markt auszurichten und vom Staat, bäuerliches Unternehmertum zu fördern - beispielsweise durch eine Liberalisierung des Raumplanungsgesetzes.

Res Wüthrich und Sabina & Andri Caduff hingegen gelingt kein Arrangement mit der neuen Agrarpolitik, was sie zu unheilvollen Zukunftsbildern bezogen auf die Weiterentwicklung der Schweizer Landwirtschaft verleitet. Ihr Denken verhaftet in Deutungsmustern, die sie die Logik der neuen Agrarpolitik nicht durchschauen lassen. Egal in welche Richtung sich die Agrarpolitik entwickeln wird - Caduffs werden vermutlich an ihrer Traumwelt, in die sie geflüchtet sind, festhalten und weiterhin ein für sie stimmiges, aber ökonomisch prekäres Leben führen. Für die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft zeichnen sie ein düsteres Bild: Sie glauben, dass sich die agrarpolitische Realität noch weiter von ihrer Idealvorstellung entfernen wird; die Schweiz wird sich immer stärker in die Abhängigkeit von billiger Importware begeben; das Leben auf dem Land wird zu einem Auslaufmodell; die Konsumenten wollen immer billigeres Essen, ungeachtet unter welchen Bedingungen es hergestellt wurde. Res Flückiger stellt resigniert fest, dass sein Betrieb wohl keiner weiteren Generation mehr ein Überleben sichern wird. Insofern wird der Hof nur Bestand haben, wenn es seinem Sohn gelingt, ihn neu auszurichten. Auch seine Zukunftsdiagnose der Schweizer Landwirtschaft fällt bedrohlich aus: Er sieht die Existenz der Bauern und der Schweiz als Agrarland erstens gefährdet, weil das Land seine Souveränität der EU „verkauft“ und zweitens die Nebenerwerbsbauern als Parasiten den „richtigen“ Bauern ihre Existenzgrundlage wegnehmen.

5.3 Umgestaltungen des bäuerlichen Arbeitsethos

Als letzte Gegenüberstellung sollen die vier Fälle bezogen auf ihre Arbeitsethiken - insbesondere deren Abweichung vom bäuerlichen Arbeitsethos (vgl. Kapitel 2.3.2) - miteinander verglichen werden. Res' berufliches Handeln orientiert sich weitgehend an einer traditionell bäuerlichen Arbeitsethik, was zu seinem Scheitern als Biobauer führte und ihn ebenfalls daran hindert, sich stärker auf den Markt auszurichten. Bei Sabina & Andri Caduff lässt sich gegenüber des bäuerlichen Arbeitsethos eine Rückwärts- bzw. Ausweichbewegung feststellen: Ihr alternatives Lebenskonzept, die starke Orientierung an der Anthroposophie und der auf die eigene Subsistenz ausgerichtete Betrieb zeugen von einem antimodernistischen Reflex. Dennoch verfügen Caduffs nicht über den Arbeitsethos von vormodernen Bauern: Indem sie sich sehr dezidiert den tradierten Geschlechterstereotypen in der Landwirtschaft widersetzen, erweisen sie sich diesbezüglich als sehr fortschrittlich. Ernst und Rosa transformieren die traditionell bäuerlichen Werthaltungen: Sie verfügen beide über ein aufgeklärtes ökologisches Bewusstsein, das die Grenzen ihres Hofes transzendiert. Das Reflexivwerden von Traditionalität ist gemäss Schallberger (2002b: 173) ein entscheidender Faktor dafür, dass sich erfolgreiches Unternehmertum formieren kann, was sich in den Fällen Rosa und Ernst manifestiert.

5.4 Fazit

Nach obigen Kontrastierungen verdeutlicht sich, dass die Frage, ob die Diagnose der Identitätskrise ebenfalls auf die Biobauern zutrifft, nicht eindeutig beantwortet werden kann, da es „den Schweizer Biobauer“ schlechthin nicht gibt. In meinen vier untersuchten Fällen zeigen sich eine Vielfalt von Motiven zur Umstellung auf den biologischen Landbau, an Arbeitsethiken und Deutungsmustern. Diese Dispositionen der Biobäuerinnen und -bauern haben nebst den materiellen Gegebenheiten - wie beispielsweise der Lage des Hofes oder der gewählten Anbaumethode - einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der Betriebe. In meiner Studie entsprechen Rosa Kohli und Ernst Wüthrich den Typen von Biobauern, auf die die von Droz & Ott (2001) diagnostizierte Identitätskrise nicht zutrifft: Ihr bäuerliches Selbstverständnis passt zu den aktuellen agrarpolitischen Rahmenbedingungen - Sie halten die Forderung der Ökologisierung der Landwirtschaft für gerechtfertigt und richten ihre Produktion auf den Markt aus. Die beiden Fälle zeigen, dass die biologische Landwirtschaft sehr wohl als erfolgsversprechendes Zukunftsmodell betrachtet werden kann, sofern die Bäuerinnen und Bauern einen reflexiven Um-

gang mit der Tradition pflegen und ihnen die Transformation des traditionellen bäuerlichen Arbeitsethos gelingt. Res Flückiger sowie Sabina und Andri Caduff hingegen haben ein bäuerliches Selbstverständnis, das sich nicht mit der durch die neue Agrarpolitik geforderten Rolle der Bauern in Stimmung bringen lässt. Meiner Analyse zufolge ist die Frage, ob sich die Bauern in einer Identitätskrise befinden oder nicht, daher stärker davon abhängig, wie ihr Arbeitsethos ausgestaltet ist, als nach welcher Anbaumethode sie wirtschaften.

5.5 Ausblick

Meine Untersuchung der Zukunftsvorstellungen von Schweizer Biobäuerinnen und -bauern konzentrierte sich lediglich auf vier Bauernfamilien. Um zu einer Typologie zu gelangen, müssten weitere Fälle analysiert werden, bis eine theoretische Sättigung erreicht wäre.¹ Vor dem Hintergrund meines momentanen Wissensstandes schlage ich folgende vier weitere Fälle vor, die meine Ergebnisse ergänzen, bzw. schärfen könnten:

- (1) „Der bäuerliche Unternehmer“ in peripherer Lage, der materiell über eine ähnliche Ausgangslage wie Res Flückiger und Sabina & Andri Caduff verfügt, sein Handeln jedoch wie Rosa und Ernst auf den Markt ausrichtet.
- (2) Eine Aussteiger-Paar, von dem im Gegensatz zu Sabina und Andri Caduff beide aus einem nicht-bäuerlichen Milieu stammen und einen unternehmerischen Habitus herausbilden.
- (3) Eine „Pionierin“, die im Gegensatz zu Rosa keinen unternehmerischen Habitus entwickelte.
- (4) Und schliesslich ein Bauer wie Res, der sich aus ökonomischen Motiven für die biologische Landwirtschaft entschieden hat und nicht gescheitert ist.

Die zu Tage getretene Verschiedenartigkeit der porträtierten Biobäuerinnen und -bauern hat mich überrascht. Es gibt vieles, was mit meiner Arbeit offen bleibt und es eröffnen sich weitere spannende Forschungsfelder, von denen ich abschliessend als Ausblick mögliche Forschungsfragen formuliere:

- (1) Wird es nach der „Umstellungswelle“ in den Neunzigerjahren in nächster Zeit eine gegenläufige Bewegung geben? Werden viele Milchwirtschaftsbetriebe, die innerhalb der letzten zehn Jahre auf den biologische Landbau umgestellt haben, dem Beispiel von Res folgen und die biologische Bewirtschaftung aufgeben? Aus welchen Motiven wird die biologische Bewirtschaftung aufgegeben? Wird es zu einer

¹Zum Begriff der theoretischen Sättigung vgl. Strauss & Corbin (1996).

5 Synthese

weiteren Ausdifferenzierung der biologischen Landwirtschaft kommen - dass die Knospen-Richtlinien immer strenger werden und die Produktion nach der Bioverordnung des Bundes zunehmende eine Alternative darstellt für Biobauern, denen das Tempo der Richtlinien-Verschärfung zu hoch ist?

(2) In allen von mir durchgeführten Interviews äusserten sich die Biobauern kritisch gegenüber dem Kontrollverfahren. Generell scheint der Umgang der Bauern mit der Expertenschaft ein heikler Bereich zu sein. Zudem fürchten sich die Bauern vor einer zunehmenden Bürokratisierung der Landwirtschaft. Es stellt sich deshalb die Frage, wie sich die biologische Landwirtschaft institutionell weiterentwickeln muss, damit sich die Bauern auch in Zukunft ernst genommen und als vollwertige Verhandlungspartner fühlen.

(3) Lassen sich im bio-dynamischen Milieu weitere Bauern des Typs Ernst finden, die sich von der Anthroposophie so dezidiert distanzieren und losgelöst von den Dogmen Rudolf Steiners eine eigene Interpretation der bio-dynamischen Landwirtschaft anstreben? Und welches ist die Haltung von Demeter Schweiz gegenüber diesen bio-dynamischen Bauern?

Der agrarpolitische Umbruch in der Schweiz gehört noch nicht der Vergangenheit an - die Dynamik bleibt dem Agrarsektor auch in den nächsten Jahren erhalten. Ich plädiere dafür, dass der agrarpolitische Diskurs nicht nur auf politischer und wirtschaftlicher Ebene geführt wird: Die Veränderungen im agrarpolitischen System werden sich in den Einzelschicksalen der Schweizer Bäuerinnen und Bauern niederschlagen. Um den Werten, Interessen und Zielvorstellungen aller Betroffenen gerecht zu werden, bedarf es auch weiterhin einer sozialwissenschaftlichen Betrachtung der Landwirtschaft.

Literaturverzeichnis

- Aeberhard, A. & Rist, S. (2008), 'Transdisciplinary co-production of knowledge in the development of organic agriculture in Switzerland', *Ecological Economics* .
- Bio Suisse (2008), 'Anforderungen im Biolandbau. Kurzfassung'.
URL: <https://www.fibl-shop.org>, (Stand:06/01/2009)
- Bourdieu, P. (1987), *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Bundesamt für Landwirtschaft (2004), 'Die Schweizer Agrarpolitik. Ziele, Instrumente, Perspektiven', Informationsbroschüre.
- Bundesamt für Landwirtschaft (2008a), 'Agrarbericht 2008'.
URL: <http://www.blw.admin.ch/dokumentation/00018/00498/index.html?lang=de>, (Stand:29/01/2009)
- Bundesamt für Landwirtschaft (2008b), 'Die landwirtschaftlichen Erschwerniszonen der Schweiz'.
URL: <http://www.blw.admin.ch/themen/00015/index.html?lang=de>, (Stand:07/01/2009)
- Bundesamt für Statistik (2006), 'Umbrüche in der Landwirtschaft. Beobachtungen aus 100 Jahren landwirtschaftlicher Betriebszählung'.
URL: www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/07/22/publ.Document.86926.pdf, (Stand:16/01/2009)
- Bundesamt für Statistik (2008), 'Schweizer Landwirtschaft. Taschenstatistik 2008'.
URL: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/07/03/blank/ind24.html>, (Stand11/01/2009)
- Droz, Y. & Ott, V. M. (2001), *On achève bien les paysans. Reconstruire une identité paysanne dans un monde incertain*, Georg Editeurs, Chêne-Bourg/ Genève.
- Engeler, U. P. (1994), 'Der Tanz ums Kalb', *NZZ Folio* **9**, 40–45.
- Flick, U. (1995), *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbeck bei Hamburg.

Literaturverzeichnis

- Früh, B. & Schmutz, R. (2008), 'Fütterungsrichtlinien 2009 nach Bio Suisse'.
URL: <https://www.fibl-shop.org/shop/show.php?sprache=DE&art=1398>
- Honegger, C., Bühler, C. & Schallberger, P. (2002), *Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz*, UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz.
- Kilchsperger, R. & Schmidt, O. (2005), 'Warum bin ich eigentlich Biobäuerin?', *bioaktuell* **04**, 12–15.
- Mayring, P. (2002), *Einführung in die qualitative Sozialforschung*, Beltz Studium.
- Moser, P. (1994a), 'Alle Macht dem Staat? Warum im 20. Jahrhundert die Agrarpolitik immer stärker in die Landwirtschaft eingriff - und doch nicht verhindern konnte, dass die Bauern an den Rand gedrängt werden.', *NZZ Folio* **9**, 18–20.
- Moser, P. (1994b), *Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute*, Huber, Frauenfeld.
- Neuhaus, L. & Schallberger, P. (n.d.), 'Skript zur Vorlesung Einführung die qualitative Sozialforschung'.
- Oevermann, U. (1981), 'Fallrekonstruktionen und strukturgeneralisierung als beitrage der objektiven hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen analyse'.
- Oevermann, U. (1988), *Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation*, Leske und Budrich, Opladen.
- Oevermann, U. (2000), Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis, in K. Kraimer, ed., 'Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung', Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, pp. 58–156.
- Oevermann, U. (2002), 'Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik - Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung'.
URL: <http://www.agoh.de/cms/de/component/remository/?func=fileinfo&id=28>, (Stand: 22/10/2008)
- Oppermann, R. (2001), *Ökologischer Landbau am Scheideweg. Chancen und Restriktionen für eine ökologische Kehrtwende in der Agrarwirtschaft*, ASG - kleine Reihe Nr. 62.
- Padel, S. (2008), 'Values of organic producers converting at different times: results of a focus group study in five European countries.', *International Journal of Agricultural Resources, Governance and Ecology* **7**, 63–77.

- Pérez-Vitoria, S. (2007), *Bauern für die Zukunft. Auf dem Weg zu einer globalen Bewegung*, Rotpunktverlag, Zürich.
- Popp, H. (2000), *Das Jahrhundert der Agrarrevolution. Schweizer Landwirtschaft und Agrarpolitik im 20. Jahrhundert*, Schweizer Agrarmedien; Bern.
- Rentsch, H., ed. (2006), *Der befreite Bauer. Anstösse für den agrarpolitischen Richtungswechsel*, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich.
- Schallberger, P. (1999), 'Bauern zwischen Tradition und Moderne? Soziologische Folgerungen aus der Rekonstruktion eines bäuerlichen Deutungsmusters', *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* **25(3)**, 519–547.
- Schallberger, P. (2001), 'Wovon handeln bäuerliche Zukunftsvorstellungen? Determinanten, Dimensionen und Typen', Deutsche Manuskriptfassung des Kapitels „De quel avenir parle les paysans“ in: Droz & Ott (2001).
URL: [http://www.peterschallberger.ch/home/publikationen.html#](http://www.peterschallberger.ch/home/publikationen.html#Artikel)
Artikel, (Stand:07/02/2009)
- Schallberger, P. (2002a), Landwirtschaft: Vom Stand zum Staatsdienst?, in C. Honnegger, C. Bühler & P. Schallberger, eds, 'Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz', UVK Verlagsgesellschaft mbH, pp. 102–108.
- Schallberger, P. (2002b), *Subsistenz und Markt. Bäuerliche Positionierungsleistungen unter veränderten Handlungsbedingungen*, Schriftenreihe Kulturosoziologie des Instituts für Soziologie, Universität Bern, Bern.
- Schallberger, P. (2003), *Identitätsbildung in Familie und Milieu. Zwei mikrosoziologische Untersuchungen*, Campus Verlag C.H. Beck, Frankfurt am Main.
- Scheidegger, W. (1993), *Biologischer Landbau - Illusion oder Chance?*
- Schmid, O., Kilchsperger, R. & Bodini, A. (2005), 'Focus groups of value concepts of producers: National report Switzerland. eec 2092/91 (organic revision internal project report) no. related to d 2.1', *Research Institute of Organic Agriculture FiBL, CH-Frick*.
- Schmid, O., Kilchsperger, R. & Bondini, A. (2007), Organic farming values in Switzerland - results of a focus group study, in 'Zwischen Tradition und Globalisierung: Beiträge zur 9. Wissenschaftstagung Ökologischer Landbau Band 2', pp. 823–826.
- Schmidt, G. & Jasper, U. (2001), *Agrarwende oder die Zukunft unserer Ernährung*, Verlag C.H. Beck, München.

Literaturverzeichnis

- Strauss, A. & Corbin, J. (1996), *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Beltz. Psychologie Verlags Union, Weinheim.
- Vogt, G. (2000), *Entstehung und Entwicklung des ökologischen Landbaus im deutschsprachigen Raum*, Stiftung Ökologie und Landbau (SÖL), Bad Dürkheim.
- Vogt, G. (2001), 'Geschichte des ökologischen landbaus im deutschsprachigen raum', *Ökologie und Landbau* **118**, 47–49.
- Wernet, A. (2006), *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.